

037

Sonderdruck aus

SOZIALWISSENSCHAFTEN

Eine multidisziplinäre Einführung

HERAUSGEGEBEN VON
MANFRED TIMMERMANN

UNIVERSITÄTSVERLAG KONSTANZ GMBH

Soziologie

EINLEITUNG

Wir alle machen jeden Tag die Erfahrung, voraussagen zu können, wie die anderen Menschen sich verhalten werden; doch immer wieder erleben wir auch unsere lieben Überraschungen. Ein treffendes Beispiel habe ich in meinem bevorzugten Soziologie-Buch gefunden, nämlich in Salcia Landmanns Sammlung jüdischer Witze, und die Tatsache, daß die Geschichte auch in anderen Versionen existiert und einigen von Ihnen bestimmt bekannt ist, zeigt, wie allgemein die Erfahrung ist, die sie beschreibt. Es ist die Geschichte von Nuchim Quadratstein, der in einer nicht ganz sauberen Angelegenheit vor Gericht erscheinen muß:

Nuchim Quadratstein: »Sie sind doch ein kluger Mann, Herr Rechtsanwalt; was meinen Sie dazu, wenn ich vielleicht dem Herrn Richter kurz vor Beginn des Prozesses eine schöne, fette Gans mit einer Visitenkarte ins Haus schicke?«

Anwalt: »Sind Sie verrückt geworden? Sie würden den Prozeß wegen Bestechungsversuches sofort verlieren!«

Der Prozeß findet statt, und Quadratstein gewinnt. Am Tag darauf kommt er zum Anwalt und verkündet strahlend: »Ich habe Ihren Rat nicht befolgt damals, ich habe dem Richter die Gans doch geschickt!«

Der Anwalt, erbleichend: »Das ist doch nicht möglich!« »Doch«, erklärt Quadratstein, »bloß, ich habe die Visitenkarte von meinem Prozeßgegner beigelegt«.

(Landmann 1960, p. 324)

Eben diese Erfahrung der gegenseitigen Beeinflussung der Menschen, eines Handelns, das sich am anderen orientiert, ist einer der Ausgangspunkte der Soziologie als Wissenschaft. Ein anderer ist die Frage, was Gesellschaft sei, wie sie systematisch beschrieben und wie ihre Veränderungen im Laufe der Geschichte der Menschheit erklärt werden können.

Für meine Einführung in die Soziologie – für die in dankenswerter Weise zwei Sitzungen vorgesehen worden sind, vielleicht auch in der Hoffnung, es gelänge, der weiteren Öffentlichkeit gegenüber einige Mißverständnisse über dieses Fach zu klären, das wie kaum ein zweites in den letzten Jahren zu reden und zu schreiben gegeben hat –, für diese Einführung also gedenke ich, nacheinander diese beiden Themen, die Untersuchung sozialen Handelns und die Theorie der Gesellschaft, zu behandeln. Vereinfacht gesprochen, geht es darum, den empirischen, auf alltäglicher Erfahrung und durch systematische Betrachtung zu erschließenden Zugang einerseits und andererseits den philosophisch-theoretischen Zugang darzustellen. Am Schluß wird zu zeigen sein, inwiefern beide für die Soziologie konstitutiv sind.

Die Art und Weise, wie ein uns allen vertrauter Sachverhalt, nämlich die Faszination der Kinder durch das Fernsehen, in den Sozialwissenschaften untersucht werden kann, ist das besondere Thema der ersten Vorlesung. Ich möchte daran erläutern, wie Erfahrungen, die viele von uns täglich machen, mittels systematischer Untersuchungen in einen größeren Rahmen eingeordnet, wie alltägliche Erklärungen teils bestätigt, teils differenziert werden können und welche Probleme sich dabei ergeben. Ich werde darlegen, mit welchen Methoden Sozialwissenschaftler arbeiten, und wir werden dabei am Schluß auf einige grundlegende Fragen stoßen, die offensichtlich eine allgemeine soziologische Systematik erfordern.

Neben der unmittelbaren Anschaulichkeit, die diesem Beispiel eigen ist, liegt ein weiterer Grund, weshalb ich davon ausgehe, in dem Umstand, daß wir an unserer Universität seit einiger Zeit die Bedeutung des Fernsehens im Alltag der Kinder und im Alltag der Familie zu ermitteln versuchen und Untersuchungen teils in Kreuzlingen, größtenteils aber in Konstanz, durchgeführt haben.

Dabei ist zu bemerken, daß es sich um bescheidene Projekte handelt, eigentlich um Voruntersuchungen, die ausschließlich mit universitätseigenen Mitteln finanziert worden sind. – Konkret: Bei der Familienuntersuchung, auf die ich im folgenden näher eingehen werde, sind die Daten in einer Befragung bei je 107 Müttern und Vätern sowie bei je einem 12-14 jährigen Kind erhoben worden. Zuvor hatten wir 1972 in Konstanz und Kreuzlingen bei 851 Knaben und Mädchen des vierten und sechsten Schuljahres klassenweise eine schriftliche Befragung durchgeführt (Hunziker et al. 1973).

FAMILIE UND FERNSEHEN

Als wir mit der Familienuntersuchung begannen, wußten wir bereits relativ genau, was jeder von uns aus eigener Erfahrung bestätigen kann und was viele Zuschaueruntersuchungen belegen, daß nämlich Kinder viel und gerne fernsehen und sich keineswegs auf eigens für sie ausgestrahlte Sendungen beschränken, sondern viele andere Teile des Programmes konsumieren. Das Fernsehen hat einen festen Platz im Alltag der Kinder aller Altersgruppen. In einer Tagesablaufstudie wurde 1971 festgestellt, daß werktags die 3 bis 6 jährigen 56 Minuten, die 7 bis 9 jährigen 62 Minuten und die 10 bis 13 jährigen 86 Minuten fernsehen, ungefähr zu gleichen Teilen allein und mit Erwachsenen. Über das Wochenende liegen die Zahlen deutlich höher. In der neuesten Erhebung, die Ende 1974, Anfang 1975 durchgeführt wurde, um das Panel für die kontinuierliche Zuschauerforschung neu zusammenzustellen, wurde eine im Gesamtdurchschnitt rund um eine halbe Stunde höher liegende durchschnittliche Sehdauer als 1971 festgestellt. Ein Teil des Unterschiedes mag damit zusammenhängen, daß

1974/75 die Eltern gefragt wurden, wieviel Zeit das Kind schätzungsweise für das Fernsehen aufwendet, also eine möglicherweise etwas weniger verlässliche Methode angewendet wurde. Dennoch ist der Schluß nicht von der Hand zu weisen, daß zwischen 1971 und 1974/75 das Fernsehen für die Kinder in ihrem Tagesablauf an Gewicht zugenommen hat (Horn 1976, p. 358).

Doch nicht alle Kinder sehen gleich viel fern. Worin unterscheiden sich diejenigen, die relativ wenig vor dem Fernsehapparat sitzen, von denjenigen, die dies sehr oft tun?

Wir konnten zunächst feststellen, daß der unterschiedliche Fernsehkonsum von Kindern mit demjenigen der Eltern zusammenhängt: Sehen die Eltern viel fern, trifft dies auch für die Kinder zu. Offensichtlich sind die Eltern den Kindern Vorbild, das leuchtet jedermann ein.

Allerdings müssen wir sogleich fragen, ob nicht auch ein Einfluß in der umgekehrten Richtung denkbar ist, nämlich von den Kindern zu den Eltern. In unseren Daten finden wir keine diesbezüglichen Anhaltspunkte, wohl aber viele Bekräftigungen für unsere erste Vermutung. Besonders anschaulich ist der folgende Zusammenhang: Die Kinder, deren Väter abends oft abwesend sind, schauen weniger fern als die Kinder von Vätern, die den Abend daheim verbringen. In bezug auf die Mütter zeigt sich abgeschwächt dasselbe. Die Kinder schauen gemeinsam mit den Eltern das Abendprogramm an. Deutlich ist dies zu erkennen, wenn wir die abendliche An- und Abwesenheit von Vater und Mutter kombiniert betrachten. Eine häufige Abwesenheit beider Elternteile ist mit relativ geringem Fernsehkonsum der Kinder verbunden; eine seltene Abwesenheit beider Elternteile bringt dagegen einen hohen Fernsehkonsum der Kinder mit sich. Diese Tatsachen widerlegen die verbreitete Vorstellung von der Funktion des Fernsehens als »Babysitter«, zumindest bei älteren Kindern. Ist nur der Vater abwesend, was relativ häufig vorkommt, ergeben sich zwei entgegengesetzte Sehtypen der Kinder: Die einen schauen relativ häufig mit der Mutter, die anderen zeigen einen eingeschränkten Fernsehkonsum. Der Faktor, der diese Unterschiede bewirkt, läßt sich nicht verlässlich ermitteln, weil wir relativ wenige Familien befragt haben.

Die Eltern als Vorbild – ist damit alles gesagt? Ein weiterer Befund mahnt zur Vorsicht: Der Zusammenhang trifft lediglich für die Quantität des Konsums zu, nicht aber für die Qualität. Wir fanden keine ausgeprägten Übereinstimmungen zwischen den Arten der Sendungen, die die Eltern bevorzugen, und denjenigen, die Kinder besonders häufig sehen. Selbstverständlich gibt es viele Überschneidungen, da man ja einen Teil der Zeit gemeinsam vor dem Apparat sitzt. Überwiegend trifft dies für die Zeit zwischen 8 und 9 Uhr abends zu. Die Antworten auf die Fragen, wie lange die Kinder abends fernsehen dürfen, bestätigen dies. Bis 21 Uhr sind gut die Hälfte der Kinder dabei, nach Angaben der Kinder selbst sogar zwei Drittel. Ausnahmen in dieser zeitlichen Regelung werden nach Aussage der Kinder häufig, nach Aussage der Eltern gelegentlich gemacht.

Bezüglich der Programmpräferenzen, ermittelt aufgrund der in der Bezugswoche am häufigsten gesehenen Sendungsart, ergeben sich als wichtigste Unterschiede zwischen Eltern und Kindern – nicht überraschend – erstens die stärkere Vorliebe der Eltern und ganz besonders der Väter für politische Informationen und zweitens die viel größere Sehbeteiligung der Kinder bei Familienserien und Humorsendungen, also Sendungen des Werberahmenprogrammes. Ferner wird die Kategorie Abenteuer- und Krimiserien von den Kindern am stärksten belegt. Ähnliches gilt für Kinder- und Jugendsendungen, doch ist die Zahl überraschend

schend klein, was wohl in erster Linie auf das fortgeschrittene Alter der befragten Kinder zurückzuführen ist.

Aus den Urteilen über die einzelnen Sendungen kann man entnehmen, daß naturkundliche Sendungen offensichtlich der Inbegriff der »wertvollen« Fernsehdarbietung sind. – Die Vorliebe der Erwachsenen für Spiel- und Dokumentarfilme wird abgeschwächt von den Kindern geteilt; für sie haben die Abenteuer- und Krimiserien am meisten Anziehungskraft. Die Eltern beurteilen dagegen diese Sendungsarten eher negativ. Ebenso besteht ein Unterschied zwischen den Generationen in bezug auf die von den Kindern sehr geschätzten Familienserien; sie werden von den Eltern überwiegend abgelehnt.

Wenn wir versuchen, die beiden Befunde, nämlich eine relativ hohe Übereinstimmung im Quantitativen, aber eine geringe Beeinflussung im Qualitativen, zusammenzubringen, können wir folgende Überlegungen anstellen: Vermutlich bilden sich innerhalb einer Familie feste Muster darüber, wann welche Präferenzen zum Zug kommen sollen; die fixe Struktur des Programmes erleichtert dies. Unsere Befunde sprechen für diese Annahme; so gibt es bezeichnenderweise besonders bei den Sendungen Meinungsverschiedenheiten, die das feste Programm oft durchbrechen, nämlich bei Sportsendungen.

Insgesamt scheint Fernsehen somit nur an der Oberfläche ein gemeinsames Handeln der Familie zu sein. Um eine gegenteilige Auffassung zu begründen, müßte man folgendermaßen argumentieren: Die Familienangehörigen sind beim Fernsehen häufig zusammen; sie verarbeiten die Eindrücke, die »fremden Welten«, die das Fernsehen vermittelt, miteinander und entwickeln gemeinsame Vorstellungen. Das hieße etwa, daß in der Einschätzung einzelner Sendungen und Inhalte weitgehend Einigkeit herrscht.

In unserer Untersuchung ließen sich solche Zusammenhänge nicht in einem Ausmaß feststellen, das wesentlich höher gewesen wäre als der Zufall.

Was aus welchen Gründen als gute oder schlechte Darbietung im Fernsehen gilt, welcher Star und welche Abenteuer beeindruckten und warum, wird von den Kindern in erster Linie unter Kameraden ausgemacht. Zumindest folgt dies aus Antworten, die Kinder auf die Frage gegeben haben, mit wem sie am häufigsten über das Fernsehen sprechen: Bei der Kinderbefragung nannten 59 Prozent die Kameraden, 13 Prozent die Geschwister und nur 11 Prozent die Eltern. 7 Prozent gaben keine Antwort. Andere Angaben bestätigten diesen Befund. – Mit wem die Eltern ihre Fernseherlebnisse verarbeiten, wissen wir nicht. Wir können vermuten, daß Väter dies mit Arbeitskollegen tun. Doch an wen wenden sich die Mütter? Hier könnte und sollte die Forschung weitergehen.

Bei alledem dürfen wir nicht außer acht lassen, daß alle Ergebnisse lediglich auf Angaben der Betroffenen beruhen. Das tatsächliche Verhalten kann davon abweichen. Wir haben gesehen, daß Angaben zwischen Eltern und Kindern verschieden sein können. Mittels Kontrollfragen, beispielsweise, indem man überprüft, welche Sendungstitel genannt werden und tatsächlich stimmen, kann man in ungefähr entscheiden, wer in diesem Fall dem tatsächlichen Verhalten näher ist.

Was die Beschränkungen einer Befragung betrifft, ist zu bemerken, daß Studenten, die als teilnehmende Beobachter protokolliert haben, wie der gemeinsame Fernsehabend in der Familie vor sich geht, in einer kürzlich durchgeführten Untersuchung in Hamburg, deren Ergebnisse aber noch nicht veröffentlicht worden sind, festgestellt haben, daß es doch zu

Gesprächen kommt, allerdings nicht über die Inhalte der Sendung, sondern über irgendwelche Themen, für die etwas, was sich auf dem Bildschirm gerade ereignet, das Stichwort liefert.

Entsprechend dem Zweck dieses Referates will ich nicht detailliert auf alle Befunde eingehen, sondern lediglich noch einige Punkte behandeln, die besonders geeignet sind, Charakteristika der Soziologie zu erläutern.

So möchte ich an etwas erinnern, was ich en passant erwähnt habe, daß es nämlich geschlechtsspezifische Unterschiede im Sehverhalten, sowohl bei den Kindern wie bei den Eltern, gibt. Andere Untersuchungen bestätigen diesen Unterschied. Er ist zwar nicht sehr groß, aber stets und in der gleichen Richtung zu beobachten: Knaben und Männer benutzen das Fernsehen etwas intensiver als Mädchen und Frauen.

Eigentlich müßte dieser Befund ein wenig überraschen, zumindest bei den Erwachsenen. Denn Frauen, die nicht außer Haus berufstätig sind (und das sind in der Bundesrepublik 70 Prozent der Verheirateten), müßten doch eigentlich etwas mehr Zeit haben, um vor dem Gerät zu sitzen.

Vielleicht können wir einen Hinweis zur Klärung des unerwarteten Befundes gewinnen aus dem Vergleich der Lieblingsendungen: Für Männer und Knaben sind dies Sportsendungen, für Frauen und Mädchen Sendungen der Kategorien »leichte Unterhaltung« sowie »Familienserien und Humor«. Mädchen sehen weniger Abenteuer- und Krimiserien als Knaben, doch trifft gleiches nicht für die Frauen im Vergleich zu den Männern zu. Die Frauen zeigen überdies ein größeres Interesse an Spiel- und Dokumentarfilmen und an Kultursendungen sowie – überraschenderweise – an Naturkunde- und Techniksendungen. Ein eindeutiger Schluß läßt sich aus dieser Gegenüberstellung nicht ziehen.

Hier helfen inhaltsanalytische Untersuchungen weiter, also Forschungsarbeiten, die systematisch ermitteln, was in einer Vielzahl von Sendungen dargestellt wird. Demnach kommen in den Sendungen mehr Männer als Frauen vor, und sie werden auch häufiger in günstigen Rollen dargestellt. Viele Stereotypen, die man landläufig über Mann und Frau hat, werden im Fernsehen pointiert nachgezeichnet. Besonders augenfällig ist das in den so beliebten Kriminalserien, in denen Frauen – wie im Rahmen einer Seminararbeit A. Fischer festgestellt hat – selten Hauptrollen inne haben, weder als Verbrecher noch als Detektiv, und ausgesprochen als schwache Opfer oder – in positiver Darstellung – als getreue Gehilfinnen auftreten. Männer können sich somit vom Fernsehen etwas positiver angesprochen fühlen als Frauen. Das trifft vor allem dann zu, wenn man der allgemeinen These zustimmt, gemäß derer man die Auswahl der Medieninhalte auch in der Absicht trifft, sich selbst zu bestätigen. Das sind allerdings spekulative Erwägungen. Es könnte durchaus auch sein, daß die Frauen wegen häuslicher Verpflichtungen weniger Zeit zum Fernsehen haben. Doch warum können wir geschlechtsspezifische Unterschiede schon bei relativ kleinen Kindern feststellen? Ohne Zweifel ist weitere Forschung nötig, doch können wir bereits jetzt sagen, daß am Ende kaum Erklärungen zustandekommen werden, die auf natürliche Wesensunterschiede rekurrieren. Das kann ich sagen, weil eine Vielzahl von Befunden aus den verschiedensten Lebensbereichen und den verschiedensten Gesellschaften zeigen: Was wir heute als geschlechtsspezifisch feststellen, ist das Ergebnis kultureller und historischer Entwicklungen und kann nicht schlicht mit einem Rekurs auf das »Naturgebene« erklärt oder legitimiert werden.

Die Befunde, die ich bis jetzt vorgeführt habe, dienen im wesentlichen dazu, die Zusammenhänge zwischen Sehgewohnheiten und charakteristischen Merkmalen der einzelnen Familienangehörigen sowie der Familie als Ganzem zu erhellen. Man könnte zu diesem Thema noch viele Fragen untersuchen. Doch drängt sich aus unserem alltäglichen Verständnis und unseren alltäglichen Interessen die Frage auf, was denn eigentlich das Fernsehen bewirke. Der vorsichtige Schluß, den wir aus unserem Projekt zu dieser Fragestellung ziehen können, lautet: Die Ergebnisse bestärken eher die Auffassung, durch das Fernsehen werde kein Beitrag zur familiären Integration geleistet, als die gegenseitige Auffassung, die besonders in der Frühzeit des Fernsehens vertreten wurde.

Das Fernsehen führt, wie Hunziker (1976) fundiert dargelegt hat, lediglich formal zu kooperativem Handeln, nicht aber in bezug auf die Sinnumgebungen des Tuns. Damit ist etwas darüber gesagt, wie eine soziale »Institution« (das Fernsehen) auf eine andere (die Familie) einwirkt. Wir können aber auch fragen, welches die Auswirkungen auf das Handeln der einzelnen sind, und gerade beim Fernsehen und im Lichte unserer Befunde ist das eine wichtige Fragestellung.

KIND UND FERNSEHEN

Das Problem, das in diesem Zusammenhang wohl am meisten interessiert, ist die Frage, wie das Fernsehen das Verhalten der Kinder beeinflusst. Dieses Thema hat auch in der wissenschaftlichen Literatur am meisten Aufmerksamkeit gefunden. In einer kürzlich fertiggestellten Literaturübersicht beziehen sich 60 Prozent der seit den fünfziger Jahren erschienenen 2300 Aufsätze auf diese Frage (Comstock 1975).

Dominierend in Öffentlichkeit und Forschung ist bisher die Frage: Macht das Fernsehen die Kinder aggressiv? Das heißt: Verleitet die Darstellung von Gewalt im Fernsehen die Kinder dazu, ebenfalls vermehrt Gewalt anzuwenden? Ist das Fernsehen sogar eine oder die Ursache für die Zunahme der Kriminalität in unserer Gesellschaft?

Neuerdings meldet sich zaghaft auch Interesse nach der anderen Seite hin, ob nämlich durch das Fernsehen prosoziale Verhaltensweisen gefördert werden können und wie dies anzustellen wäre. Bezeichnenderweise wird hier erst nach den Möglichkeiten gefragt, denn kaum jemand hat den Eindruck, bereits jetzt sei das Programm geeignet, solches zu bewirken.

Entsprechend dem hohen Interesse am Problem der Gewaltdarstellungen sind die Meinungen kontrovers. In unserer Familienuntersuchung beispielsweise konnten wir feststellen, daß zum Satz »Das Fernsehen fördert Gewaltverbrechen« folgende Stellungnahmen erfolgten: Je ein Drittel der Väter und der Mütter stimmten zu, bei den Kindern war es ein Viertel; knapp ein Drittel der Väter und ein Fünftel der Mütter sowie wiederum ein Viertel der Kinder sagten, dies stimme nicht, Die übrigen, das heißt zwei Fünftel der Väter und je rund die Hälfte der Mütter und der Kinder antworteten mit »Ich weiß es nicht«. Demnach herrscht über diese Frage relativ große Unsicherheit.

Was aber weiß die Wissenschaft? Wie kommen Wissenschaftler zu ihrem Wissen? Theoretische Überlegungen zu den Auswirkungen von Medien allein genügen nicht. Auch eine noch so differenzierte Auslegung der Schriften der Klassiker ermöglicht keine zuverlässigen Antworten. Das wird schon verständlich, wenn man sich vergegenwärtigt – was man oft vergißt –, seit wann es hierzulande das Fernsehen gibt, nämlich erst seit etwas mehr als zwei Jahrzehnten.

Man muß also forschen. Das ist das Merkmal einer empirischen Wissenschaft, wie auch die Soziologie es ist. Die Besonderheiten der empirischen Sozialwissenschaften gegenüber den ebenfalls empirischen Naturwissenschaften ergeben sich aus der Art und Weise, wie die soziale Umwelt beschaffen ist (weil sie vom Menschen selbst gestaltet wird), wie Menschen miteinander handeln (weil sie darin nicht von angeborenen Instinkten festgelegt sind und ein »Bewußtsein« ihres Tuns entwickeln), und wie dies alles beobachtet werden kann (weil man zum Beispiel mit Menschen aufgrund ethischer Erwägungen nicht beliebig experimentieren darf).

Doch was heißt »forschen«? Wie geht man vor? Was tut man dabei? Welche Werkzeuge, Instrumente stehen zur Verfügung? Versuchen wir, Schritt für Schritt die Überlegungen nachzuvollziehen, die man anstellen muß, wenn man untersuchen will, ob die Darstellung von Gewalt im Fernsehen die Kinder zu gewalttätigem Handeln anregt!

Erster Schritt: Was ist mit Gewalt gemeint?

Gewalt übt zum Beispiel aus, wer mordet, wer vergewaltigt, wer prügelt, wer jemandem die Freiheit raubt; das ist physische Gewalt. Was liegt vor, wenn jemand zum Beispiel einem anderen droht, ihn einschüchtert oder systematisch demütigt? Das kann man psychische Gewalt nennen. Wie erfassen wir zum Beispiel den Sachverhalt, wenn durch Ausbeutung ganze Gruppen und Völker unterdrückt werden, wenn durch Bespitzelung die freie Meinungsäußerung eingeengt wird? Dazu ist die Bezeichnung »strukturelle Gewalt« vorgeschlagen worden, weil sie nicht in erster Linie durch Personen zustandekommt, sondern durch die Organisation des Zusammenlebens. Allerdings wäre zu diskutieren, wie der Begriff der strukturellen Gewalt sich zu demjenigen der Herrschaft beziehungsweise der Macht verhält. Meines Erachtens ist es bezeichnend für Gewalt, daß sie eine unmittelbare Bedrohung darstellt, die eine angemessene Abwehr des Machtanspruches unterdrückt.

Zweiter Schritt: Welche Art von Gewalt kommt im Fernsehen vor?

Um zu entscheiden, welche der verschiedenen Arten von Gewalt Auswirkungen haben können, muß man die Fernsehsendungen daraufhin untersuchen, welche Arten von Gewalt im Fernsehen dargestellt werden. Man muß eine sogenannte Inhaltsanalyse durchführen. Dazu ergeben sich methodische Schwierigkeiten, denn man kann nicht beim einmaligen Zusehen die notwendige Zuverlässigkeit erzielen. Die Entwicklung der Video-Technik bedeutet eine wesentliche Erleichterung für die Fernsehforschung, ja, sie hat sie in vielen Bereichen überhaupt erst ermöglicht.

Eine Verkodung der Beobachtungen muß zwei Forderungen genügen: Sie muß valide sein, das heißt sie muß tatsächlich die Darstellung von Gewalt und nicht etwas anderes erfassen; und sie muß reliabel sein, das heißt mehrere Leute, die unabhängig die in Frage kommenden Sendungen analysieren, müssen zu in hohem Maße übereinstimmenden Ergebnissen kommen.

Eine entsprechende Untersuchung amerikanischer Serienprogramme, die auch hierzulande ausgestrahlt werden, ergab unter anderem das Folgende:

Eine Beteiligung der Hauptpersonen an Gewalttaten ist üblich; von 762 untersuchten Figuren trifft dies für zwei Drittel zu. Obwohl Gewalt nach wie vor überwiegend von diesen Hauptpersonen ausgeübt wird, werden zusehends auch nichtmenschliche Agenten (Übermenschen, Tiere) bei der Ausübung von Gewalt gezeigt. Vermehrt werden auch die »Hüter von Recht und Ordnung« als gewalttätig geschildert. Die Konsequenzen der Gewaltanwendung (Verwundung, Schmerz) werden selten gezeigt. Gewaltanwendung spielt in fremdartiger Umgebung. Stücke, die in der Vergangenheit oder in der Zukunft spielen, enthalten fast alle gewalttätige Szenen. Gewalt wird von Nicht-Weißen, von Fremden und Personen aus unteren Schichten eingeleitet. Die Frauen in den Serien üben sexuelle Anziehung aus, sind schwach, ohne Einfluß und in besonderem Maße die Opfer von Gewaltanwendung. Der Verzicht auf Gewalt ist keine Garantie für Sicherheit. Eine andere Untersuchung kommt zum Schluß: Sozial anerkannte Ziele wie Ehre, Reichtum usw. werden sehr oft mit sozial nicht anerkannten Mitteln, eben der Anwendung von Gewalt, erreicht. Auf diese Weise wird im Fernsehen ständig eine Art von Anomie dargestellt.

Dritter Schritt: Die Auswahl der Kinder bei den Untersuchungen.

Wir können kaum annehmen, daß alle Kinder gleich reagieren, und es gibt Unterschiede, die so groß sind, daß wir unter Umständen die Untersuchungen aufteilen müssen. Das betrifft vor allem das Alter der Kinder. Wir können für diesbezügliche Vorabklärungen die Einsichten der Entwicklungspsychologie beziehen.

Wir wissen auch, daß die Zeit, die Kinder vor dem Fernsehgerät verbringen, vom Alter der Kinder abhängt. Die Zuschauerforschung gibt dazu, wie bereits erwähnt, relativ detaillierte Auskunft.

Aufgrund von Überlegungen, auf die ich bereits hingewiesen habe, sind überdies Unterschiede in der Reaktion auf Fernsehen zwischen Knaben und Mädchen zu erwarten. Ferner kann man vermuten, daß auch ein Faktor wie die Intelligenz Einfluß darauf hat, wie ein Kind auf die Darstellung von verschiedenen Arten von Gewalt reagiert.

Wann immer Menschen in einem Forschungsprojekt beobachtet werden, müssen wir also berücksichtigen, daß sie unterschiedliche Voraussetzungen mitbringen. Viele dieser scheinbar individuellen Eigenschaften sind unter anderem auch das Ergebnis der sozialen Umwelt, in der diese Menschen leben, vorab des sozialen Milieus des Elternhauses.

Lange Zeit beschränkte man sich darauf, die Zugehörigkeit der beobachteten Personen zu einer bestimmten sozialen Schicht relativ schematisch zu erfassen. Viele Ergebnisse der Medienforschung berichten über diesbezügliche Unterschiede in der Reaktion auf Fernsehen. Im allgemeinen wird in der sogenannten Unterschicht etwas mehr ferngesehen, und man ist weniger kritisch als in der sogenannten Mittel- oder Oberschicht. Einen solchen Zusammenhang konnten wir auch in unseren Projekten feststellen.

Neuerdings bemüht man sich um differenziertere Untersuchungen. Zur Charakterisierung der sozialen Lage oder des sozialen Milieus werden unter anderem berücksichtigt:

- die Größe der Familie (zum Beispiel die Kinderzahl, die im Haushalt lebenden Großeltern),
- die Wohnungsausstattung,

- das Vorhandensein eines zweiten Fernsehapparates,
- die Wohngegend (wodurch unter anderem der Umgang mit Gleichaltrigen beeinflusst wird).

Vierter Schritt: Die Auswahl des Beobachtungskontextes.

Im Anschluß an die eben gemachten Ausführungen ist leicht einzusehen, daß auch die Umwelt, in der die Beobachtungen durchgeführt werden, was und wie das Kind sieht, für das Ergebnis der Forschungen von erheblichem Einfluß sind. Grundsätzlich kann man dabei zwischen Forschungen im Labor und solchen in der natürlichen Umgebung unterscheiden. Beide haben ihre Vor- und ihre Nachteile.

Im Labor, wie es in der sozialpsychologischen Forschung entwickelt wurde, können Kinder intensiv beobachtet werden. Einflüsse, die auf Kinder einwirken, können beim Fernsehen der Kinder zum Beispiel durch andere Kinder oder andere Erwachsene erfolgen. Bei Laboruntersuchungen kann man viele Kinder nacheinander beobachten und zum Beispiel allen die gleichen Fernsehfilme vorführen, womöglich solche, die besonders ausgewählt oder sogar präpariert worden sind. – Diesen Vorzügen stehen erhebliche Nachteile gegenüber. Die Atmosphäre im Labor ist den Kindern fremd. Sie kennen die Menschen nicht, die mit ihnen umgehen, und deren Verhalten als Versuchsleiter ist in der Regel strikt standardisiert, also relativ unpersönlich und künstlich. Die Einflüsse, denen die Kinder ausgesetzt sind, dauern zumeist nur kurz. Dabei sind doch gerade die Wiederholung und die Gewöhnung typisch für das Fernsehen, ebenso ist es der Umgang mit den Gleichaltrigen und den Geschwistern. Zudem entfällt bei Laboruntersuchungen die Möglichkeit der eigenen Auswahl aus dem vielfältigen Programm durch die Kinder.

Neuerdings versucht man, die experimentelle Vorgehensweise mit den tatsächlichen Verhältnissen zu kombinieren. Eine solche Untersuchung hat beispielsweise in unserer Arbeitsgruppe Martin Kohli (1976) durchgeführt. Er zeigte 48 Knaben der vierten Grundschulklasse einen halbstündigen Fernsehfilm, der von einem Kind eines italienischen Arbeiters handelt, in drei folgenden Situationen: allein, zusammen mit ihrer Mutter oder zusammen mit zwei Kameraden. Anschließend wurde ermittelt, wieweit die Knaben die Motive, Gedanken und Gefühle der handelnden Personen erkannt haben. Gemäß den Ergebnissen können sich die Kinder besser in die Lage anderer versetzen, die gewöhnlich mit anderen Kindern oder mit Erwachsenen zusammen fernsehen. Die experimentelle Rezeptionssituation erbringt allein keine Unterschiede, wohl aber interagiert sie mit der habituellen: Den Kindern, deren experimentelle Rezeptionssituation sich mit der habituellen deckt, gelingt es am ehesten, sich in die Lage anderer zu versetzen. Außerdem ergeben sich Unterschiede nach Schicht, die aber nicht eindeutig interpretierbar sind.

Wenn man in der natürlichen Umgebung forschen will, stellt sich als größtes Problem dasjenige, wie man zu den Daten kommt. Eine genaue Beobachtung, vor allem über eine längere Zeitdauer hinweg, ist unmöglich. Zwar hat man in jüngster Zeit einige neue Methoden entwickelt, die auf der Verwendung von Video-Kameras beruhen. Dabei konnte man beispielsweise in den USA feststellen, daß die Fernsehgeräte vielerorts von morgens bis abends eingeschaltet sind, doch wird nicht ständig hingesehen, sondern nebenher vielerlei erledigt. Kinder machen Hausaufgaben, oder man nimmt die Mahlzeiten ein. Diese Art der Nutzung unterscheidet sich von der in der Anfangszeit des Fernsehens, wo dem Medium noch unge-

teilte Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Wie intensiv die Aufmerksamkeit hierzulande ist, hat meines Wissens noch niemand genau ermittelt.

Eine andere Möglichkeit, Daten über das Verhalten in der natürlichen Umgebung zu gewinnen, besteht darin, einen oder mehrere Beobachter einzusetzen. Zwei Schwierigkeiten treten dabei auf: Erstens verändert das Dazukommen Dritter die Situation in einer Weise, die selten genau bestimmt werden kann, und zweitens kann stets nur ein Teil der Feststellungen protokolliert werden. Auch ist dieses Verfahren aufwendig und teuer.

Nicht zuletzt der Kosten wegen begnügt man sich bei Forschungen in der natürlichen Umgebung mit Befragungen. Hier ist die Validität am geringsten, da die Diskrepanz zwischen dem, was die Leute sagen, und dem, was sie tun, beträchtlich sein kann. Durch eine geschickte Auswahl der Fragen, durch zusätzliche Erhebungsmethoden, zum Beispiel die Anweisung, ein Tagebuch zu führen, oder durch die Befragung mehrerer Familienangehöriger kann die Validität verbessert werden. Bei Fernsehforschungen (wie bei vergleichbaren Untersuchungen) scheinen übrigens die Angaben der Kinder zuverlässiger zu sein als diejenigen der Eltern. In bezug auf die eingangs erwähnten Antworten auf die Fragen in unserem Projekt, wie oft Ausnahmen beim Zubettgehen gemacht werden, dürfte somit eher zutreffen, was die Kinder gesagt haben, nämlich, daß dies häufig geschieht.

Bei allen Verfahren in der natürlichen Umgebung ist übrigens damit zu rechnen, daß Faktoren einen Einfluß ausüben können, den man nicht kontrollieren kann und von dem man möglicherweise überhaupt nichts weiß. Darum ist eine solche Forschung, wenn sie gut gemacht wird, auch heute noch ein Vorstoß in Neuland. Die Initiativen finden indessen ihre Grenzen bei ethischen Erwägungen, die bestimmte Eingriffe in die Persönlichkeitssphäre von Menschen oder bestimmte experimentelle Veränderungen ihrer Lebensbedingungen nicht zulassen. Selbstverständlich unterstehen alle Arten von Beobachtungen dem Berufsgeheimnis, und bisweilen ist es notwendig, strenge Maßnahmen zu treffen, damit es nicht durch Dritte durchbrochen werden kann.

Dem heutigen Verständnis des Verhältnisses zwischen Forschern und Untersuchten entspricht auch, daß letztere, wann immer möglich, nach Abschluß von Untersuchungen in angemessener Weise über die Ergebnisse der Arbeiten informiert werden. So haben beispielsweise die Kollegen vom Sonderforschungsbereich Bildungsforschung, die Untersuchungen in Gesamtschulen durchgeführt haben, allen Lehrern und Schülern eine kleine Broschüre geschickt. Wir selbst haben den Eltern, die wir befragt haben, in einem längeren Brief die wichtigsten Ergebnisse mitgeteilt und sie auch eingeladen, den ausführlichen Forschungsbericht zu bestellen.

Nebst der Entscheidung, ob im Labor oder in der natürlichen Umgebung geforscht werden soll, betrifft eine zweite grundsätzliche Entscheidung die Frage, über welchen Zeitraum sich die Untersuchung erstrecken soll. An sich scheint es bei der Untersuchung der Effekte des Fernsehens keine Frage zu sein, daß mehrmaliges Beobachten validere Ergebnisse erbringt. Doch je länger ein Projekt dauert, desto schwieriger wird es, die ausgewählte Gruppe beieinander zu halten (weil beispielsweise die Leute fortziehen), den Einfluß unkontrollierter Faktoren fernzuhalten (beispielsweise Veränderungen in der Familiengröße) und die Personen nicht durch die Untersuchung selbst zu beeinflussen. Überdies entstehen hohe Kosten. So müssen hier in der Forschung oft Kompromisse geschlossen werden.

Fünfter Schritt: Die Umschreibung der Effekte

Ausgangspunkt ist die Frage, ob Gewalt im Fernsehen bei Kindern ein aggressives Verhalten bewirkt. Das hieße beobachten, ob Kinder genau die gleichen physischen und psychischen Verhaltensweisen zeigen wie die Akteure im Fernsehen. Doch damit wird nur ein bestimmter Aspekt der Reaktionen berücksichtigt. Man kann auch fragen, ob Kinder in den Lebenssituationen, die für sie normal und typisch sind, allgemein gewalttätiger werden, zum Beispiel mehr streiten, mehr prügeln, gehässiger im Umgang mit Kameraden sind.

Zu bedenken ist weiterhin, ob Hemmungen gegenüber Gewalt abgebaut werden, sei es, indem schneller Gewalt angewendet oder indem Gewalt in höherem Maße toleriert wird. Schließlich muß man die Möglichkeit berücksichtigen, daß die Kinder weniger Aggressivität zeigen. Zu dieser Vermutung kommt man, wenn man davon ausgeht, den Menschen sei ein Aggressionstrieb angeboren, der durch das Betrachten von Gewalt im Fernsehen entlastet wird. Man spricht in diesem Zusammenhang von einer katharsischen Wirkung, ein Begriff, der aus der Psychoanalyse übernommen wurde. Bei der Beobachtung von Effekten bestehen stets Schwierigkeiten, die denen ähnlich sind, welche bereits in den Darlegungen über den zu beobachtenden Kontext erwähnt worden sind. Am einfachsten und am eindeutigsten geschieht die Messung im Labor; der Preis ist eine extrem künstliche Situation. Anderenfalls ist man auf teilnehmende Beobachtung und auf Befragung angewiesen, wobei bei letzterer zum Beispiel die Beurteilung faktischer Situationen im Fernsehen verlangt wird.

Wenn wir kurz zusammenfassen, was in der eben vorgetragenen Schilderung gesagt worden ist, ergibt sich das Folgende: Bei der Erforschung der Effekte des Fernsehens geht es darum, einige Prinzipien empirischer Forschung auf die spezifische Fragestellung zu übertragen. Man muß in angemessener Weise eine unabhängige Variable umschreiben, hier die Darstellung von Gewalt im Fernsehen, und ihre Auswirkungen auf eine abhängige Variable ermitteln, hier das aggressive Verhalten von Kindern. Dieser Zusammenhang wird durch eine Reihe intervenierender Variablen verschiedener Art beeinflusst, hier beispielsweise die persönlichen Eigenschaften der Kinder und der Familien sowie des Kontextes, in dem die Untersuchung abläuft sowie die Zeitspanne, über die sich die Untersuchung erstreckt. Damit man zuverlässig Effekte ermitteln kann, ist es zweckmäßig, recht unterschiedliche Gruppen von Personen miteinander zu vergleichen. Besonders günstig ist es zum Beispiel, wenn bei diesen Gruppen Kontraste in der Art und Weise des Fernsehkonsums bestehen. Bei experimentellen Anordnungen kann man Versuchsgruppen und Kontrollgruppen miteinander vergleichen, zum Beispiel Kinder, die eine bestimmte »aggressive« Sendung sehen, und andere, die statt dessen eine solche mit neutralem oder mit prosozialem Inhalt sehen. Früher konnte man auch in der natürlichen Umgebung Kontrollgruppen finden, als es nämlich noch genügend viele Familien oder ganze Gegenden ohne Fernsehen gab. Neuerdings versucht man, Strategien für Experimente in der natürlichen Umgebung zu entwickeln.

Ich habe aus zwei Gründen relativ ausführlich – wenngleich immer noch sehr vereinfachend – über Methoden gesprochen, ohne schon Ergebnisse zu messen. Der erste Grund ergibt sich aus dem Zweck dieser Veranstaltung. Die Grundmuster des Untersuchungsplanes – nämlich der Zusammenhang zwischen unabhängigen und intervenierenden Variablen und der Vergleich unterschiedlicher Gruppen, ferner die Vor- und Nachteile verschiedener Methoden der Beobachtung – gelten singemäß für viele sozialwissenschaftliche Forschungen.

Allerdings gelingt es nicht immer, alle Elemente des idealen Untersuchungsplanes zu berücksichtigen. Als Faustregel gilt, daß dies um so schwieriger ist, je breiter der Untersuchungsgegenstand und je mehr die natürliche Umgebung mit einbezogen ist. Ferner gibt es andere Methoden, die beispielsweise bei der historisch orientierten Forschung, bei Fallstudien oder bei der Interpretation von Texten angewendet werden. Immer aber erfordert empirische Forschung systematische Beobachtung, sei es durch den Forscher selbst oder durch Dritte, wozu beispielsweise auch die amtliche Statistik gehört.

Der zweite Grund, weshalb ich zuerst über die Methoden gesprochen habe, hängt mit den Ergebnissen der Forschung zum Thema »Aggressivität und Fernsehen« zusammen.

Bei jedem einzelnen der genannten Schritte auf dem Weg zu einem Forschungsvorhaben können und müssen Entscheidungen getroffen werden, oft auf mehreren Stufen. Jede dieser Entscheidungen charakterisiert ein konkretes Forschungsvorhaben. Sie engt seine Reichweite ein und legt fest, worüber Ergebnisse zu erwarten sind. Wenn man nun noch bedenkt, daß es bessere und schlechtere Forschungen gibt, daß Projekte von Interessengruppen initiiert werden und Forscher selbst bisweilen mit massiven Vorurteilen an die Arbeit gehen oder Ergebnisse nicht ungern stark verallgemeinern, dann überrascht nicht, daß unter den buchstäblich Hunderten von Forschungen in diesem Themenbereich ein relativ breites Spektrum von Meinungen zustandekommt.

An einem Ende dieses Spektrums akkumulierter Ergebnisse (nicht einzelner Berichte) steht etwa eine Aussage wie die folgende: »Die Effekte von Fernsehgewalt auf aggressives Verhalten in der natürlichen Umgebung scheinen gering«. (Kaplan/Singer zit. nach Comstock 1975, p. 29).

Die Mitte hält etwa die Formulierung: »Es zeichnet sich eine beachtliche Übereinstimmung von Ergebnissen experimenteller Forschung ab, wonach kurzfristig durch das Ansehen von Gewalt (in Film und Fernsehen) Aggressivität bei gewissen Kindern bewirkt wird; hingegen ist die Evidenz wesentlich weniger hoch, ob intensiver Konsum von Gewaltdarstellungen in der natürlichen Umgebung langfristig aggressives Verhalten bewirkt. Die Art und Weise, wie diese beiden Typen von Ergebnissen sich ergänzen, stellt ein vorläufiges Indiz für einen kausalen Zusammenhang dar . . . « (Surgeon General 1972 zit. nach Comstock, p. 29).

Am anderen Ende ist etwa folgende Feststellung zu lokalisieren: »Untersuchungen im Labor, Beobachtungen über Zusammenhänge in der natürlichen Umgebung und Experimente in der natürlichen Umgebung zeigen alle, daß intensiver Fernsehkonsum die Zuschauer bemerkenswert aggressiver machen kann und oft auch macht« (Liebert et al. zit. nach Comstock 1975, p. 29).

Diese Zusammenfassungen, von denen eine aus dem offiziellen Bericht einer amtlich eingesetzten Kommission von Experten stammt, fußen praktisch ausschließlich auf Arbeiten, die in den USA gemacht worden sind. Das ist insofern eine Einschränkung, als das nordamerikanische Fernsehen wesentlich stärker kommerzialisiert ist als das hiesige. Die meisten Sendungen werden alle 10 bis 15 Minuten unterbrochen und Werbespots werden eingeblendet. So stellt denn auch der Sozialpsychologe Bandura fest: »Leute, die kommerzielles Fernsehen während irgendeiner Zeit sehen, lernen eine Anzahl aggressiver Taktiken und unzählbar viele Methoden von Mord« (Bandura zit. nach Comstock 1975, p. 29). In diesem Zu-

sammenhang verdient auch Erwähnung, daß in den Kinderprogrammen, besonders denjenigen am Samstagvormittag, seit einigen Jahren, seit nämlich die Intensität der Reklame zugenommen hat, besonders viele Aggressionen gezeigt werden. Leider gibt es für die hiesigen Verhältnisse keine genügend große Zahl von Forschungsergebnissen, um akkumulierte Ergebnisse zu gewinnen. Darum kommt es auch oftmals vor, daß eine einzelne Untersuchung überbewertet wird, wie das in periodischen Abständen mit Ergebnissen eines Hannoveraner Institutes passiert, das die aggressiven Effekte überdramatisiert und gleichzeitig in der Sendung XY eine wirksame Form der Kriminalitätsbekämpfung sieht, oder wie das kürzlich wiederum in einem Artikel in der »Zeit« geschehen ist, wo ein einziges Experiment mit sehr problematischen Untersuchungsbedingungen zum beweiskräftigen Argument erhoben wurde.

Wenn wir mit der gebotenen Zurückhaltung zu ermitteln versuchen, was diese Ergebnisse auch für die hiesigen Verhältnisse bedeuten können, dann stellen wir am besten einige allgemeine Erwägungen an:

(a) Viele Ergebnisse haben generelle Aussagekraft und betreffen Effekte des Fernsehens, die nicht nur in bezug auf aggressives Verhalten, sondern auch in bezug auf andere Lernerfahrungen gemacht worden sind, darunter die Vermittlung prosozialer Verhaltensweisen. Comstock (1975) hat kürzlich hierzu folgende Feststellungen getroffen:

- Fernsehen beeinflusst die Einstellungen und das Wissen junger Leute besonders über Bereiche, über die sie in ihrer alltäglichen Umgebung keine eigenen Erfahrungen machen können oder Informationen erhalten. Allerdings kann man keine dramatischen Veränderungen und Effekte in den grundlegenden Einstellungen erwarten, weil sehr viele Faktoren diese beeinflussen.
- Das Verhalten, das kleine Kinder im Fernsehen beobachten, können sie erlernen, ohne die Gelegenheit zu haben, es sogleich auszuüben, oder ohne daß sie darin bestärkt werden. Sie können sehr viele Verhaltensweisen erwerben, eingeschlossen prosoziale wie aggressive.
- Die Beobachtung von Darstellungen im Fernsehen kann das innere Gleichgewicht verändern, das bei Jugendlichen besteht, wenn sie hin- und herschwanken, eine bestimmte Handlung ausüben oder Hemmungen haben, dies zu tun. Obwohl die meisten Ergebnisse der Forschung sich auf Aggressionen beziehen, besteht wenig Grund zur Annahme, die gleichen Effekte träfen nicht für andere Formen des Verhaltens ebenfalls zu.
- Ob ein erworbenes Verhalten tatsächlich ausgeübt wird, hängt von zahlreichen Faktoren ab, so von dem genauen Charakter der Fernsehinhalte, vom Zuschauer und von der Umwelt. Besonders bedeutsam ist, ob das beobachtete Verhalten als belohnt und als effektiv angesehen wird, ob der Zuschauer stark angeregt wird, inwieweit die beobachtete Umgebung und die tatsächliche Umgebung des Zuschauers übereinstimmen, inwieweit unmittelbare Ziele vorhanden sind, die mit dem gezeigten Handeln erreicht werden können, und inwieweit die Kinder der Ansicht sind, es würden keine negativen Sanktionen gegen aggressives Verhalten ergriffen.
- Besonders anregende Inhalte von Fernsehsendungen (in vielen Verhaltensbereichen, von denen Aggressivität nur ein Beispiel ist) aktivieren und stimulieren Verhalten, das sonst nicht oder nur in geringerem Maße gezeigt wird.

– Die Entwicklung der Forschung widerlegt frühere Befunde, wonach Gewalt im Fernsehen katharsische Wirkungen hat, obwohl es offensichtlich bestimmte Bedingungen gibt, unter denen die Beobachtung von Gewalt Aggressivität verringern kann.

(b) Vor dem Hintergrund dieser Einsichten müßte man auch einige weitere praktische Fragen diskutieren, die ich eingangs aufgeführt habe.

Für viele Effekte, insbesondere diejenigen, die in experimentellen Untersuchungen im Labor gemacht worden sind, können relativ gute lerntheoretische Erklärungen geboten werden. Diese Erklärungen beruhen auf einer Theorie sozialen Lernens, die Zusammenhänge zwischen der Beobachtung von Vorbildern und der Übertragung auf eigenes Verhalten in verschiedenen Situationen und unter Beteiligung weiterer Personen herstellen kann, einer Theorie also, die auf relativ differenzierte Weise die Mechanismen der Imitation zu erklären vermag. Umgekehrt gibt es – wie erwähnt – kaum Experimente, die die These stützen, der Konsum von Sendungen mit gewalttätigen Inhalten führe zu einer Triebabfuhr, also zu einer Katharsis. Das überrascht nicht, weil die neuere Aggressionsforschung die Prämissen einer solchen Triebtheorie nicht als begründet ansieht.

(c) Es gibt massive Interessen, in den Ergebnissen der Forschung zum Thema Mediengewalt die Effekte von Gewaltdarstellungen herunterzuspielen. Das illustrieren etwa die Vorgänge um den Expertenbericht, den das Gesundheitsministerium der USA im Gefolge ausführlicher »Hearings« einer Senatskommission Anfang der siebziger Jahre in Auftrag gegeben hat, und aus dem ich eine Passage bereits zitiert habe (s.S. 00). Als es seinerzeit darum ging, die Kommission zusammenzustellen, wurde eine Liste mit 40 Namen den Fernsehgesellschaften vorgelegt und diesen Gelegenheit gegeben, gegen Persönlichkeiten Einspruch zu erheben, was auch geschah. Unter dieses Veto fielen unter anderen der bereits zitierte Albert Bandura, der einer der Begründer der Theorie des sozialen Lernens ist, ferner Leonard Berkowitz und Leon Eisenberg. Die wissenschaftlichen Vereinigungen der Psychologen, Sozialpsychologen und Soziologen wurden nicht konsultiert, so daß in der zwölfköpfigen Kommission schließlich fünf Persönlichkeiten saßen, die seit langem mit der Fernsehindustrie liiert waren, darunter sind zwei noch jetzt in leitender Position.

Auch hierzulande wird immer wieder betont, wie gering angeblich der Stand unseres Wissens über Effekte von Gewaltdarstellungen sei. Die Stimmen kommen etwa aus den Fernsehanstalten. Man kann begreifen, daß die Verantwortlichen sich dagegen wehren, zum Sündenbock für die Zunahme der Kriminalität gemacht zu werden. Ganz abgesehen von der Schwierigkeit, die Zunahme der Kriminalität genau zu ermitteln, obwohl kaum Zweifel darüber bestehen, daß die Jugendkriminalität in den letzten Jahren zugenommen hat (vgl. hierzu Lüscher, 1976, p. 625/626), wird niemand im Ernst in Betracht der Vielzahl von Faktoren, die hier einwirken, einen solchen monokausalen Zusammenhang behaupten. Umgekehrt ist aber der Hinweis auf widersprüchliche Forschungsergebnisse – wie wir gesehen haben – nicht gerechtfertigt, und die Fernsehanstalten sollten nicht unsere angebliche oder tatsächliche Unkenntnis als Freipaß dafür auffassen, zu produzieren, ohne sich über mögliche Auswirkungen ihrer Produkte generell und im Einzelfall zu kümmern. Dies entspricht auch der Auffassung des höchsten Gerichtes in der Bundesrepublik, das in einem konkreten Fall die Ausstrahlung einer bestimmten Sendung untersagt hat, weil dadurch mutmaßlich die Persönlichkeitsrechte eines jungen Menschen verletzt worden wären, der

nach Abbüßung einer Gefängnisstrafe sich wieder in die Gesellschaft integrieren wollte. Entscheidend ist, daß man im voraus Erwägungen über die Auswirkungen anstellt und nicht erst im nachhinein Schadensersatz anbietet. Die Forderung nach einer solchen Art von Sorgfaltspflicht rechtfertigt sich auch aus der besonderen gesellschaftlichen Stellung der Medien, insbesondere des Fernsehens (hierzu: Kübler et al. 1975).

Fassen wir an dieser Stelle die Ergebnisse unserer Betrachtungen für das allgemeine Thema zusammen: Ein Ausgangspunkt der Soziologie ist die alltägliche Erfahrung, wie wir sie alle machen. Soziologen versuchen, diesen Alltag zu beschreiben und zu erklären, warum er für die Menschen einer Gesellschaft vieles gemeinsam hat beziehungsweise warum sich viele Unterschiede finden, warum er stabil bleibt beziehungsweise sich verändert. Zu diesem Zweck versucht die Soziologie, ein systematisches Bild der Gesellschaft zu entwickeln. Der Alltag ist eingebettet in das familiäre Zusammenleben, das wiederum von Arbeit und Freizeit und den zugehörigen Organisationen abhängt. Fernsehen ist eine davon. Diese Organisationen wiederum machen in ihrer Gesamtheit die gesellschaftliche Struktur aus, die durch das Rechtssystem, die Wirtschaftsorganisation, die Politik und die kulturellen Traditionen spezifiziert wird.

Der mittels empirischer Forschung erfolgende Vergleich zwischen Gruppen von Menschen sowie die Untersuchung von Auswirkungen von Neuerungen (wie eben zum Beispiel des Fernsehens) sind besonders geeignet, Aufschluß über die Zusammenhänge zwischen den Vordergründen und den Hintergründen des sozialen Lebens zu geben, über die Zusammenhänge zwischen dem, was wir im Umgang mit anderen Menschen erleben, und den Kräften, die die Spielräume dieses Erlebens bestimmen.

II.

Was ist Soziologie? – Ich habe im ersten Teil versucht, auf diese Frage zu antworten, indem ich darstellte, wie ein konkretes Thema in der Forschung behandelt wird, nämlich die Auswirkungen des Fernsehens auf die Familie und das Kind.

Die soziologische Forschung beruht durchaus auf Erfahrungen, wie wir sie alle im Alltag machen. Sie sollen erklärt werden, indem sie mit den gesellschaftlichen Tatbeständen und Veränderungen in Verbindung gebracht werden, also mit Sachverhalten, die wir mit unserer naiven Erfahrung oft als – mehr oder weniger geheimnisvolle – Hintergründe und Mächte unseres Handelns empfinden, die wir aber auch oft überhaupt nicht zu erkennen vermögen, zumindest nicht systematisch, das heißt in geordneter Weise. Als umfassendster Hintergrund dieser Erfahrungen gilt für die Soziologie die Gesellschaft.

Daraus folgt, daß der systematisch-theoretische Rahmen von Soziologie das Verständnis von Gesellschaft ist. Diese Feststellung stimmt mit verbreiteten Vorstellungen über Soziologie überein. Hätte ich Ihnen zu Beginn die Frage gestellt, wie man kurz und bündig Soziologie definieren kann, hätten wohl viele von Ihnen geantwortet, sie sei »die Lehre von der Gesellschaft«.

Bei der Darstellung der Schritte eines Forschungsplanes habe ich erläutert, wie Wissenschaftler versuchen, Probleme zu lösen, die sich teilweise aus den alltäglichen Erfahrungen, teilweise aus dem Interesse an der Erkenntnis von Zusammenhängen, teilweise aus dem Wunsch nach Lösungen für die Praxis ergeben. Bei dem Versuch der Problemlösung kann man allerdings unterschiedliche Wege gehen. Im Rahmen eines Forschungsprojektes verlangt dies Entscheidungen.

Analoges gilt für die allgemeine theoretische Arbeit. Allerdings verläuft dieser Prozeß über Jahrzehnte und Jahrhunderte, und die Entscheidungen, die getroffen werden, haben zur Folge, daß unterschiedliche Ansätze entwickelt werden, unterschiedliche Schulen. Dabei wird das eine umfassende Problem, die Frage nämlich, was Gesellschaft ist, in eine Vielzahl von einzelnen Fragen aufgelöst. Darum gibt es nicht die eine, allgemein verbindliche, einzig richtige soziologische Theorie, sondern es gibt mehrere Ansätze. Gemeinsam ist diesen Ansätzen eine Reihe von Themen, die als Grundfragen der Soziologie gelten.

DER BEGRIFF DER GESELLSCHAFT UND DIE ENTSTEHUNG DER SOZIOLOGIE

Von der Wortbedeutung her beruht der Begriff der Gesellschaft auf demjenigen des Gesellen, der sich wiederum aus »ge« und »Saal« ableitet, also das Miteinander im Saal, im Raum, auch in einem Haus meint. In der Bezeichnung »Soziologie« ist entsprechend das Bestimmungswort »Sozio-« nicht von »societas« abgeleitet, sondern von »socius«, dem Gesellen. Als Kuriosum sei erwähnt, daß M. Graf von Solms für Soziologie den Namen »Gesellungslehre« vorgeschlagen hat, aber keine Gefolgschaft fand.

Von der Herkunft des Wortes liegt somit ein örtlicher Bezug vor. Dieser findet sich bis in die neueren kulturvergleichenden Ansätze, die Gesellschaften, vor allem überschaubare Gesellschaften einfacher Organisation, gewissermaßen als Nischen auffassen, in denen sich das soziale Leben von Menschengruppen entfaltet. Es liegt, um ein in jüngster Zeit wieder vermehrt verwendetes Wort zu verwenden, eine ökologische Komponente vor. Hier ist der Gedanke enthalten, soziales Leben sei ein Anpassungsprozeß an die äußere Umwelt, und er geschehe nicht ohne ein Moment der Spontaneität, auch wenn es sich bei der äußeren Umwelt um eine weitgehend vom Menschen gestaltete Umwelt handelt.

Das Moment der Spontaneität findet sich bereits in der Gegenüberstellung des Begriffes der Gesellschaft mit demjenigen des Staates. Die facettenreiche Geschichte der sozialphilosophischen und politologischen Abgrenzung der beiden Begriffe faßt Ambros folgendermaßen zusammen:

»Wechselseitig gefolgt und gefördert von der sozialgeschichtlichen Entwicklung in Europa . . . verlagert sich auch im sozialen Denken immer mehr das Schwergewicht von der Idee des universellen Staates zu der der Gesellschaft. Damit gliedert sich Gesellschaft begrifflich als staatsfreie Sphäre aus, und zwar in der bürgerlichen Epoche als im Bereich der Wirtschaft verankerte, materiell staatsfreie Sphäre, bis sie als der einem eigenen Grundprinzip menschlicher Gemeinschaft gehorchende Lebenszu-

sammenhang (eben der Gesellschaft) der Staatsidee gleichwertig an die Seite tritt und schließlich die Totalität und Allseitigkeit des ursprünglichen Staatsbegriffes in sich schließt« (Ambros, HWSW, Bd 4, p. 428).

In den Versuchen, eine umfassende Theorie der gesellschaftlichen Entwicklung zu entwerfen, liegen die Ursprünge der Soziologie. Dabei ist wichtig zu sehen, daß Soziologie sich als eine positive oder, wie wir heute sagen, als eine empirische Wissenschaft etablierte, die die objektiven Gesetze der gesellschaftlichen Entwicklung und des in ihr ablaufenden sozialen Lebens zu ergründen versuchte. Soziologie ist damit von ihren Ursprüngen her eine Oppositionswissenschaft, indem neue soziologische Erkenntnisse gegen gewisse aus der Metaphysik, der Religion und der naturrechtlichen Staatslehre abgeleitete Regeln des Handelns verwendet wurden und werden. Das ist nicht unproblematisch, denn soziologische Theorien enthalten – wie wir sehen werden – allgemeine, nicht ohne weiteres vollständig beweisbare Thesen.

Eine solche Distanz gegen festgefahrene Denkweisen und gegenüber einem unbedachten Aktionismus, getragen von einem unverkennbaren aufklärerischen Engagement, strebte auch der Gelehrte an, der 1838 zum ersten Mal die Bezeichnung Soziologie verwendet hat, der Franzose Isidore Auguste Marie François Xavier Comte (1798-1857). Comte wandte sich ebenso gegen die Konservativen seiner Zeit wie gegen die Progressiven, nämlich die Jakobiner; er versuchte, die Prinzipien der Ordnung und des Fortschritts, reaktionäre und revolutionäre Tendenzen miteinander zu versöhnen, und er sah darin die politische Aufgabe der Soziologie. Comte meinte, dies sei durch einen neuen, nämlich positiven, einen empirischen Zugang zur sozialen Wirklichkeit zu erreichen. So lautet denn sein inzwischen berühmt gewordener Wahlspruch: »Voir pour savoir – savoir pour prévoir – prévoir pour prévenir«.

Comtes eigener Beitrag bestand zu einem wichtigen Teil darin, daß er unter dem Eindruck der sich im 18. und 19. Jahrhundert entfaltenden empirischen Wissenschaften ein neues System des Wissens entwickelte, gewissermaßen eine neue Philosophie, die ihn letztlich sozusagen die Soziologie als Wissenschaft entdecken ließ. Später führte ein anderer Franzose diesen Gedanken weiter, nämlich Emile Durkheim: Für ihn ist das Soziale ein Sachverhalt, der mit keinem anderen Sachverhalt verglichen und keinem anderen Sachverhalt untergeordnet werden kann; das Gesellschaftliche ist eine Realität sui generis:

»Wenn ich meine Pflichten als Bruder, Gatte oder Bürger erfülle oder wenn ich übernommene Verbindlichkeiten einlöse, so gehorche ich damit Pflichten, die außerhalb meiner Person und der Sphäre meines Willens im Recht und in der Sitte begründet sind. Selbst wenn sie mit meinen persönlichen Gefühlen im Einklange stehen und ich ihre Wirklichkeit im Innersten empfinde, so ist diese doch etwas Objektives. Denn nicht ich habe diese Pflichten geschaffen, ich habe sie vielmehr im Wege der Erziehung übernommen« (Durkheim, 1961, p. 105).

»Das Zeichensystem, dessen ich mich bediene, um meine Gedanken auszudrücken, das Münzsystem, in dem ich meine Schulden zahle, die Kreditpapiere, die ich bei meinen geschäftlichen Beziehungen benütze, die Sitten meines Berufes führen ein von dem Gebrauche, den ich von ihnen mache, unabhängiges Leben. Das eben Gesagte kann für jeden einzelnen Aspekt des gesellschaftlichen Lebens wiederholt wer-

den. Wir finden also besondere Arten des Handelns, Denkens, Fühlens, deren wesentliche Eigentümlichkeit darin besteht, daß sie außerhalb des individuellen Bewußtseins existieren« (Durkheim, 1961, p. 105/106).

DREI KATEGORIEN SOZIOLOGISCHER SCHULEN

In einer jener Raffungen, die für eine Übersicht, wie wir sie hiermit anstreben, unerlässlich sind, kann man sagen, Comtes und später Durkheims Arbeiten läge die Vorstellung zugrunde, die Gesellschaft werde durch das Wissen, durch die umfassenden Ideen, durch gemeinsame Vorstellungen zusammengehalten. Gesellschaft beruht demnach auf einer immerwährenden Integration, und dies ist denn auch das gängige Stichwort, um eine erste Kategorie von soziologischen Ansätzen zu kennzeichnen. Man spricht von Integrationstheorien. Sie kreisen um die Frage, wie die soziale Ordnung, mithin die Gesellschaft, zustande kommt, und sie erfassen Gesellschaft als ein Ganzes, eine umfassende Einheit.

Auf diesen Grundlagen entwickelte sich später eine System-Analyse der Gesellschaft. Unter Beizug von Denkweisen, die sich in der Sozialanthropologie bewährt haben, also bei der Untersuchung überschaubarer Gesellschaften mit einer einfachen Technologie, entstand vorab in den USA sowie in England eine funktionalistische Schule der Soziologie, die Denkmethode entwickelte, um den Zusammenhang der einzelnen Teile, der Struktur, bezogen auf das Funktionieren der Gesellschaft als Ganzes, zu ermitteln. Ich werde darauf noch näher zu sprechen kommen.

Den Integrationstheorien, eingeschlossen den Funktionalismus, werden üblicherweise die sogenannten Konflikttheorien gegenübergestellt. Ihre Grundlage bildet weitgehend das Werk von Marx und Engels. Weder den einen noch den anderen kann man als eigentlichen Soziologen bezeichnen, und von den beiden würde diese Bezeichnung eher noch auf Engels zutreffen, denn er hat ein Werk geschrieben, in dem er sich stark auf Beobachtungen des tatsächlichen Zusammenlebens der Menschen stützt, das also gewissermaßen empirisch ist, nämlich die »Untersuchung der Lage der arbeitenden Klasse in England« (1845). In der Arbeit »über den Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates« (1884) benutzt er ausgiebig die Ergebnisse der damaligen völkerkundlichen Forschung.

Der eine wichtige Ansatzpunkt der marxistischen Theorie ist das Verständnis von Arbeit, umschrieben als »Prozeß zwischen Mensch und Natur . . . , worin der Mensch seine eigene Tat vermittelt, regelt und kontrolliert« (Marx/Engels 23, p. 192). Für die sozialen Organisationen des Verhältnisses des Menschen zur Natur, das die materielle Grundlage seines Lebens ist, ist die Arbeitsteilung ein wichtiges Merkmal. Letztere enthält die Möglichkeit der Ungleichheit, der Unterwerfung. Der ursprünglich ganzheitliche Arbeitsprozeß wurde im Laufe der geschichtlichen Entwicklung in Teilprozesse aufgeteilt, und verschiedenen Gruppen von arbeitenden Menschen wurden unterschiedliche Teilaufgaben übertragen. Mit der Arbeitsteilung geht eine Reihe von Gegensätzen einher, so der zwischen Stadt und Land, zwischen körperlicher und geistiger Arbeit und – entscheidend für die Theorie – in kapitali-

stischen oder ihnen verwandten Wirtschaftsorganisationen der Gegensatz zwischen den Eigentümern der Produktionsmittel und den Produzenten. Diese Gegensätze, insbesondere der letztere, bewirken die Bildung sozialer Klassen, in denen sich Herrschende und Beherrschte gegenüberstehen. Ihr gegenseitiges Verhältnis ist gekennzeichnet durch den Konflikt. Unterschiedliche Formen der Herrschaft verhindern zeitweise seinen offenen Ausbruch; aber er ist die treibende Kraft der gesellschaftlichen Entwicklung, mithin des gesellschaftlichen Zusammenlebens, bis nach Marx der Antagonismus zwischen den Klassen durch eine neue Organisation der Arbeit endgültig aufgehoben ist.

Dieses ist in ungefähr das Modell, das den sogenannten Konflikttheorien zugrunde liegt, wobei eine Reihe von Varianten festgestellt werden kann, je nachdem, inwieweit die Prämissen des Marxismus abgewandelt beziehungsweise verworfen werden oder sogar auf vormarxistische Autoren zurückgegriffen wird.

Die Unterscheidung zwischen Integrationstheorien und Konflikttheorien findet sich in den meisten Übersichten über die Soziologie mit eben diesen Bezeichnungen. Etwas weniger einheitlich ist die allgemeine Umschreibung der weiteren grundlegenden Theorieansätze, doch wird im allgemeinen eine Kategorie »Handlungstheorien« gebildet. Sie beruhen auf der grundlegenden Annahme, die Gesellschaft bilde sich aus der Art und Weise heraus, in der die Menschen sich zueinander verhalten, miteinander kommunizieren, ihren Alltag gestalten.

Georg Simmel, einer der Klassiker der Soziologie, hat sich in seinem 1908 erstmals veröffentlichten Werk »Soziologie« in einem berühmten Exkurs in diesem Zusammenhang mit der Frage beschäftigt: Wie ist Gesellschaft möglich? Er schreibt sinngemäß: »Wir sehen den anderen in irgendeinem Maße verallgemeinert, unter einer Kategorie, die ihn freilich nicht völlig deckt und die er nicht völlig deckt. Wir sehen den anderen nicht schlechthin als Individuum, sondern als Kollegen oder als Parteigenossen, und diese unvermeidliche, ganz automatisch wirkende Voraussetzung ist ein Mittel, durch welches soziales Leben zustande kommt. Wie Popitz (1969) gezeigt hat, beruht es darauf, daß die Menschen sowohl verschiedene als auch gleich sind.«

Simmels Verständnis kann grosso modo als die gemeinsame Grundlage der meisten Handlungstheorien gelten. Davon ausgehend können drei Richtungen unterschieden werden.

a) Max Weber hat – in Verbindung mit umfassenden historischen Untersuchungen – die typischen Komponenten des sozialen Handelns herausgearbeitet. Sie können in Überlieferung und Gewohnheit, in den Affekten und Gefühlslagen, im Glauben und in der Rationalität liegen. Durch die zuletzt genannte Komponente charakterisiert er ein Handeln, das darauf gerichtet ist, Zwecke und Mittel aufeinander abzustimmen und das Verhalten anderer Menschen in dieses Schema einzuordnen. Das treffendste Beispiel nach Weber ist das Verhalten, das sich bei zunehmender Bürokratisierung zeigt. Diese handlungstheoretischen Aussagen hat Weber zu einer umfassenden Systematik gesellschaftlicher Institutionen ausgeweitet und insbesondere das Verhältnis zwischen Religion und Wirtschaft untersucht.

b) Auf Weber aufbauend und sich zugleich mit seiner Handlungstheorie kritisch auseinandersetzend, hat Alfred Schütz versucht zu ermitteln, wie es kommt, daß ein Mensch den anderen zu verstehen vermag, wie er sich, ausgehend von seinen eigenen Erfahrungen, in die Lage des anderen zu versetzen vermag und wie auf diese Weise gemeinsames Handeln entsteht. Auf der Grundlage des Werkes von Schütz entwickelte sich eine Soziologie des alltäg-

lichen Handelns, eine Soziologie des Alltages und der dabei auftretenden Prozesse der Typisierung.

c) Das Werk von Weber und Schütz bewegt sich vor allem in den Bahnen einer Philosophie, für die die Geschichte den entscheidenden Rahmen der Entwicklung des Menschen darstellt. Eine andere Möglichkeit besteht darin, diesen Rahmen in der Evolution zu sehen und unter anderem bei der Frage anzusetzen, was die Bewegungen der unbelebten Natur, das Verhalten der Tiere und das Handeln der Menschen gemeinsam haben und worin sie sich unterscheiden. Dies ist der Ausgangspunkt einer im amerikanischen Pragmatismus entstandenen Version von Handlungstheorien. Diese Version setzt, was nicht überrascht, an am Verständnis von Kommunikation. Kommunikation ist – allgemein gesprochen – eine bestimmte Art der Beziehung des Organismus zu seiner Umwelt. Die Besonderheit menschlicher Kommunikation wird in diesem Ansatz in der Befähigung des Menschen zum Denken gesehen, durch die der Mensch ein Bewußtsein von den anderen und sich selbst herausbildet, das wiederum die Grundlage für gemeinsames, aufeinander abgestimmtes Handeln ist. (Man beachte die Nähe dieses Gedankens zu Schütz!). Kumulierte Erfahrungen des Menschen mit seiner Umwelt bilden ein Wissen, das Menschen miteinander austauschen können und das sie unter anderem dazu verwenden, um dauerhafte Formen des Zusammenlebens, nämlich Institutionen, zu entwickeln.

Als der wichtigste Begründer dieser Theorie wird der Philosoph und Sozialpsychologe G.H. Mead angesehen; der Ansatz selbst wird üblicherweise als »Symbolischer Interaktionismus« bezeichnet. Ein zentrales Thema in diesem Ansatz ist das der Sozialisation, das heißt der aufeinander bezogenen Entwicklung des Individuums und der Gesellschaft, erfassbar etwa in Phasen der Biographie und ihrer Einordnung in die Geschichte.

Machen wir eine kurze Zwischenbilanz. Wir haben eingangs Soziologie als die Lehre von der Gesellschaft bezeichnet und uns dann kurz vor Augen geführt, was ganz allgemein mit Gesellschaft – im Unterschied zu Staat – gemeint ist. Wir haben anschließend drei Kategorien von Ansätzen zu einer Lehre von der Gesellschaft kennengelernt, die jeweils mit einem bestimmten Thema einsetzen, nämlich demjenigen der sozialen Ordnung, demjenigen der Auseinandersetzung zwischen Klassen und Interessen und demjenigen der gegenseitigen Abstimmung menschlichen Handelns. Diese Ausgangspunkte ziehen sich gewissermaßen wie ein Grundthema durch die jeweiligen Entwürfe eines Verständnisses von Gesellschaft, wobei dieses Thema allerdings auf mannigfache Weise abgewandelt und bisweilen verändert wird, und selbstverständlich gibt es unzählige Versuche, auszubrechen und Querverbindungen zu den anderen Grundthemen herzustellen.

Um eine umfassende Lehre von der Gesellschaft zu bieten, hat eine soziologische Theorie eine Reihe von grundlegenden Fragen zu behandeln. Man kann sie teilweise aus den verschiedenen Ausgangspunkten der soziologischen Theorien gewinnen, teilweise ergeben sie sich aus der Forschung und aus praktischen Problemen. Ich möchte – um unsere Übersicht soziologischer Theoriebildung noch einen weiteren Schritt voranzutreiben – auf zwei dieser Fragen näher eingehen:

- die Grundstrukturen der Gesellschaft,
- den sozialen Wandel.

Grundstrukturen der Gesellschaft

Will man die Grundstrukturen der Gesellschaft erfassen, ist es notwendig, eine Vorstellung von der Gesellschaft als Einheit zu entwickeln. Obwohl das oft nicht zugegeben wird, werden unter Gesellschaften heute meist nationalstaatliche Einheiten verstanden. In diesem Sinne spricht man von der »deutschen« oder der »amerikanischen« Gesellschaft; mit letzterer sind in der Regel die USA gemeint. Man findet aber auch die Bezeichnung bürgerliche, kapitalistische oder sozialistische Gesellschaft, mit der eher auf Merkmale der Gesellschaftsordnung als auf staatliche Abgrenzungen hingewiesen wird. Am einfachsten ist der Bezug, wenn relativ isolierte Völker damit bezeichnet werden können.

Unter den modernen Soziologen hat die Frage, wie Gesellschaft zu definieren sei, am meisten Aufmerksamkeit bei den Vertretern der sogenannten funktionalistischen Soziologie gefunden, die, wie wir gehört haben, im wesentlichen die moderne Spielform der Integrations- theorie darstellt. Einer ihrer wichtigsten Vertreter, Aberle, definiert Gesellschaft folgendermaßen:

»Eine Gesellschaft ist eine Gruppe menschlicher Lebewesen, die, auf sich selbst angewiesen, miteinander zu handeln und zu existieren vermögen, und zwar länger als das Leben eines einzelnen Individuums dauert, und die ihre Angehörigen mindestens teilweise durch sexuelle Reproduktion rekrutiert« (Aberle et al., 1950, p. 101).

Im Anschluß daran fragen Aberle et al., welche Erfordernisse erfüllt sein müssen, damit eine Gesellschaft funktioniert. Genannt werden »Mechanismen« für folgende Zwecke:

- Regulation der sexuellen Beziehungen,
- Aufrechterhaltung der Beziehungen zur Umwelt,
- Differenzierung der sozialen Rollen und Rekrutierung hierfür,
- Kommunikation,
- Gemeinsame Auffassungen über die Welt und die Ziele der Gesellschaft,
- Normen über das Verhältnis von gesellschaftlichen Zielen zu gesellschaftlichen Mitteln,
- Normen über emotionales Verhalten,
- Sozialisation,
- Kontrolle des abweichenden Verhaltens.

Eine analoge Fragestellung, aber eher handlungstheoretisch ausgerichtet, geht davon aus, welches die grundlegenden Aufgaben sind, die im menschlichen Zusammenleben gelöst werden müssen. Man kann, aufgrund philosophisch-anthropologischer Annahmen, argumentieren, der Mensch müsse sich *erstens* mit der äußeren Natur auseinandersetzen, das heißt er müsse arbeiten. Daraus entwickle sich der Bereich der Wirtschaft. Zum *zweiten* stelle sich ihm die Aufgabe, das Zusammenleben zu organisieren, also die Auseinandersetzung mit der sozialen Natur, die den Bereich der Politik konstituiere. Als *drittes* sei dem Menschen eigen, daß er Sinngebungen für sein Handeln und seine Existenz entwickle, er sich so gewissermaßen mit seiner inneren Natur auseinandersetze, und daraus ergebe sich der Bereich der Kultur, das heißt Religion, Kunst, Literatur, auch der des Spiels. Selbstverständlich sind Wirtschaft, Politik und Kultur eng miteinander verflochten. Eine bekannte Streitfrage besteht darin, ob einer der Bereiche dem anderen übergeordnet sei, das heißt Struktur und Funktion der anderen Bereiche weitgehend determiniere.

Das wichtigste Merkmal gesellschaftlicher Strukturierung in marxistischer und allgemein konflikttheoretischer Sicht ist die Unterteilung nach sozialen Klassen als Konsequenz der Eigentumsverhältnisse. Doch auch alle übrigen soziologischen Schulen schenken der Ungleichheit große Aufmerksamkeit. Unterschiedliche Auffassungen bestehen darüber, ob in allen Gesellschaften Ungleichheit vorkomme, soziale Schichtung also universal sei oder nicht. Gestützt auf eine Analyse der Gesellschaften, über die man heute verlässlich Aufschluß hat, neigt die Mehrzahl der Autoren dazu, die Frage zu bejahen. Damit wird ein empirisch wichtiges Argument gegen die Vorstellung einer klassenlosen Gesellschaft aufgestellt.

Einigkeit besteht indessen in jedem Falle darüber, daß heutige Gesellschaften geschichtet sind. Das Problem ist, in welcher Weise die Grenzen zwischen den Schichten und Klassen gezogen werden können, das heißt ob dazu von der Theorie selbst an die Leute herangetragene Merkmale verwendet werden sollen (zum Beispiel Einkommen, Bildung, Berufskategorie oder eine Kombination solcher Merkmale) oder ob auf die Einschätzung der Leute selbst abzustellen sei.

Gemäß der marxistischen Theorie widerspiegeln sich die materiellen Existenzbedingungen einer Klasse, ihr Verhältnis zu den anderen Klassen und Schichten der Gesellschaft, zum Staat sowie die objektive Rolle dieser Klasse in der geschichtlichen Entwicklung in einem spezifischen Klassenbewußtsein. Der entsprechende empirische Nachweis ist indessen schwierig zu führen.

Ähnlich schwierig ist es, eine allgemein anerkannt zahlenmäßige Aufteilung der Bevölkerung nach Schichten vorzunehmen, weil eben unterschiedliche Gesichtspunkte zur Anwendung kommen können. Eine gute Übersicht über die empirischen und theoretischen Probleme bietet die kürzlich erschienene kritische Einführung über soziale Schichtung und Mobilität, die Erhard Wiehn (1975) veröffentlicht hat.

Unter sozialer Mobilität wird übrigens der soziale Auf- und Abstieg eines Individuums verstanden, verglichen mit seiner Herkunftsfamilie oder seiner eigenen bisherigen Laufbahn. Das erste große Forschungsobjekt der Konstanzer Soziologen beschäftigt sich mit diesem Thema, und Müller (1975) konnte seinerzeit, gestützt auf eine Erhebung bei allen 398 männlichen Konstanzer Einwohnern, die 1969 im 33. Lebensjahr standen, differenziert nachweisen, daß berufliche Weiterbildung unter bestimmten Umständen dazu beiträgt, vom Herkunftsmilieu her bestehende Unterschiede der sozialen Stellung zu verringern. Dabei zeigte sich allerdings, daß dem Bildungsniveau des Vaters das größte mobilitätserschwerende Gewicht zukommt (Müller 1975).

Soziale Schichtung ist im übrigen das wohl wichtigste, aber nicht das einzige Kriterium von sozialer Ungleichheit. Bisweilen wird auch der vorschnelle Rückgriff auf natürliche Wissensunterschiede zwischen den Menschen, von dem bereits anfangs die Rede war, zur Legitimierung von Macht- und Herrschaftsunterschieden verwendet.

So sagte 1882 Riehl:

»Wäre der Mensch geschlechtlos, gäbe es nicht Mann und Weib, dann könnte man träumen, daß die Völker der Erde zu Freiheit und Gleichheit berufen seien. Indem aber Gott, der Herr, Mann und Weib schuf, hat er die Ungleichheit und die Abhängigkeit als eine Grundbedingung aller menschlicher Entwicklung gesetzt.

Es ist der verwegenste Gedanke des modernen Radikalismus, daß das Verhältnis der Ungleichheit und Abhängigkeit auch zwischen Weib und Mann, wie es die Natur gegeben, wie es die Sitte von Jahrtausenden weitergebildet und in die ehernen Tafeln aller Gesetzgebungen eingeschrieben hat, ein Ausfluß barbarischer Tyrannei, ein bloßes Siegeszeichen der rohen physischen Gewalt sei« (Riehl 1882, p. 3).

Ein weiteres wichtiges Merkmal sozialer Ungleichheit ist die Zugehörigkeit zu einer ethnischen Gruppe. Sie korreliert oft in hohem Maße mit der Schicht- beziehungsweise Klassenzugehörigkeit. Einige Daten illustrieren drastisch, wie in den USA die Zugehörigkeit zu ethnischen Gruppen im wörtlichen Sinne die Lebenschancen beeinflusst. Hier betrug die mittlere Lebenserwartung bei der Geburt im Jahre 1967 bei einem Gesamtdurchschnitt von 70,5 Jahren für Weiße 71,3 Jahre und für Nichtweiße 64,6 Jahre. Ähnliche Unterschiede wurden auch innerhalb der gleichen ethnischen Gruppen festgestellt, wenn die Angehörigen der höchsten und der niedrigsten Einkommensgruppen miteinander verglichen wurden.

Auch die Lebenserwartung ist somit Ausdruck der sozialen Organisation, und wenn wir diesen Sachverhalt historisch betrachten, so stellen wir fest, daß in Deutschland ein männliches Neugeborenes folgende Lebenserwartung hatte: 1871/80: 35,5 Jahre; 1901/10: 44,8 Jahre; 1970: 67,4 Jahre (Werte für weibliche Neugeborene: 38,5 bzw. 48,3 bzw. 73,5 Jahre).

Wie lassen sich solche Veränderungen erfassen? Wie verhalten sich diese Veränderungen zur Veränderung in der Art des Arbeitens oder in der Organisation des Staates?

Diese und ähnliche Fragen stellen heißt das Problem aufwerfen, ob es universale Gesetze der Entwicklung gesellschaftlicher Struktur gibt. Das führt zum Thema des sozialen Wandels. Hier geht es in einem gewissen Sinne um Geschichtsschreibung, aber im Unterschied zur zünftigen Geschichte geht das Bestreben der Soziologen dahin, umfassende Zusammenhänge darzustellen und, wenn immer möglich, Mechanismen zu erkennen, die den Gang der Ereignisse zu erklären und sogar vorauszusagen vermögen.

Bereits Auguste Comte stellte ein sogenanntes Dreistadiengesetz auf, nach dem sich das menschliche Wissen und, darauf aufbauend, die gesellschaftliche Ordnung entwickelt. Im ersten Stadium, das als theologisches Zeitalter bezeichnet wird, dominieren die Priester und Krieger, im zweiten, dem metaphysischen, die Philosophen und Rechtsgelehrten und im dritten, dem positiven oder wissenschaftlichen Zeitalter, die Wirtschaftsführer und Wissenschaftler. In der »Rede über den Geist des Positivismus« führt Comte unter anderem aus: »... die grundlegende Revolution, die das Mannesalter unseres Geistes charakterisiert, besteht im wesentlichen darin, überall anstelle der unerreichbaren Bestimmung der eigentlichen Ursachen die einfache Erforschung von Gesetzen, das heißt der konstanten Beziehungen, zu setzen, die zwischen den beobachteten Phänomenen bestehen. Ob es sich um die geringsten oder die höchsten Wirkungen, um Stoß oder Schwerkraft oder um Denken und Sittlichkeit handelt, wahrhaft erkennen können wir hier nur die verschiedenen wechselseitigen Verbindungen, die ihrem Ablauf eigentümlich sind, ohne jemals das Geheimnis ihrer Erzeugung zu ergründen.« Deutlich belegt das Zitat den Glauben an den Fortschritt, wie er sich aus der Aufklärung entwickelte, und die Abwendung von der Metaphysik. Später fand diese Auffassung ihren Nährboden in der technologischen Entwicklung. So hat beispielsweise Ende der fünfziger Jahre dieses Jahrhunderts der Amerikaner Hornell Hart eine Theorie des kulturellen Wandels aufgestellt, die auf der Annahme zweier Gesetze beruht:

»Das Gesetz der kulturellen Beschleunigung:

Im Laufe der Geschichte ist die Fähigkeit des Menschen, seine Zwecke im materiellen, biologischen, psychologischen und soziologischen Bereich zu verwirklichen, immer schneller gewachsen (wenn auch mit gelegentlichen Stagnationen und Rückschritten), und auch die Wachstumsrate selbst hat sich immer rascher erhöht.

Das Gesetz der logarithmischen Wellen:

Der Fortschritt in bezug auf bestimmte Zwecke, der sich in einzelnen Erfindungen und in dem Wachstum bestimmter sozialer Organisationen und Kulturkomplexe ausdrückt, hat sich im allgemeinen in der Form von aufsteigenden Wellen vollzogen, die zunächst langsam nach oben gehen, dann immer steiler werden und schließlich einen Gipfelpunkt erreichen und verflachen oder herniederstürzen. In vielen Fällen stimmen die Indices dieser wellenförmigen Aufschwünge mathematisch mit logarithmischen Kurven überein.«

Hier wird die »Weltformel« prägnant mathematisch umschrieben! – Es fehlt Hart übrigens nicht an instruktiven Beispielen: So weist er darauf hin, wie sich die Lebenserwartung Neugeborener entwickelt hat, nämlich von 22 Jahren im alten Rom über 41 Jahre um 1840 bis etwas über 70 Jahre um 1967. Doch wenn wir uns daran erinnern, was im Zusammenhang mit dem Thema »Lebenserwartung« über Schichtunterschiede gesagt worden ist (s. S. 00), so wird gleichzeitig deutlich, worin eine der Beschränkungen eines so einfachen Erklärungsmodells wie desjenigen von Hart liegt: Es vermag die offensichtlichen und bedeutsamen Unterschiede zwischen sozialen Gruppen nicht zu erfassen.

Eben diese Unterschiede sind die Grundlage einiger weiterer Typen von Theorien sozialen Wandels, die ihren Ursprung in der Erfahrung der industriellen Revolution und ihrer Folgeerscheinungen haben. Wir werden darin nochmals den Unterschied zwischen Konflikt- und Integrationstheorien erkennen.

Emile Durkheim, für den die Gesellschaft, wie gesagt, eine Tatsache eigener Art ist, die durch ein kollektives Bewußtsein der Gesellschaftsangehörigen geschaffen wird, ging der Frage nach, wie unter sich ändernden Verhältnissen der Produktion und des Alltages – in Fabriken statt in Handwerksbetrieben, in Städten statt in Dörfern – jener Zusammenhalt, jene Integration geschaffen wird, die eben die Realität des sozialen Lebens ausmacht. Durkheim identifiziert zwei Typen gesellschaftlicher Solidarität, eine mechanische und eine organische. Die *erste* beruhe auf einer weitgehenden Ähnlichkeit der Menschen und auf der Unterwerfung unter einige wenige überkommene moralische Prinzipien, die rigoros gehandhabt werden. Die *zweite* ergebe sich aus der Ausnutzung der Vorteile der Arbeitsteilung, die eine größere Verschiedenheit der Menschen schaffe und bedinge, daß diese ihr Zusammenleben mittels Vertrag in differenzierter Weise regelten.

Ungefähr zur gleichen Zeit hat, von anderen Voraussetzungen ausgehend, Ferdinand Tönnies eine ähnliche Gegenüberstellung aufgestellt:

»Zwei Zeitalter stehen in den großen Kulturentwicklungen einander gegenüber: Ein Zeitalter der Gesellschaft folgt einem Zeitalter der Gemeinschaft. Dieses ist durch den sozialen Willen als Eintracht, Sitte, Religion bezeichnet, jenes durch den sozialen Willen als Konvention, Politik, öffentliche Meinung« (Tönnies, 1926, p. 247).

Diese Gegenüberstellung – Gemeinschaft versus Gesellschaft, »solidarité mécanique versus solidarité organique« –, die gleichermaßen eine historische Entwicklung zusammenfaßt

und gestattet, Typen gesellschaftlichen Lebens einander gegenüberzustellen, hat sich in mannigfachen Varianten bis in die Soziologie der Gegenwart erhalten.

Die Erfahrung der Industrialisierung und der ihr zugrunde liegenden Arbeitsteilung war für Marx Anlaß zu einer konflikttheoretischen Interpretation der historischen Entwicklung, die ebenfalls eine Theorie sozialen Wandels darstellt. »Die Arbeitsteilung hat die Kasten geschaffen«, schreibt Marx im Aufsatz »Das Elend der Philosophie« (Marx, 1968, p. 515) und das Kommunistische Manifest entfaltet im historischen Rückblick und in der Vorausschau prägnant die These: »Die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft ist die Geschichte von Klassenkämpfen«, die sich immer mehr zuspitzt auf die Konfrontation zweier Klassen, die darauf zielt, daß sich »das Proletariat . . . durch eine Revolution zur herrschenden Klasse macht und als herrschende Klasse gewaltsam die alten Produktionsverhältnisse aufhebt, (und) so hebt es mit diesen Produktionsverhältnissen die Existenzbedingungen des Klassen Gegensatzes, die Klassen überhaupt und damit seine eigene Herrschaft als Klasse auf. – An die Stelle der alten bürgerlichen Gesellschaft mit ihren Klassen und Klassegegensätzen tritt eine Assoziation, worin die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist« (Marx, 1968, p. 548).

Diese einfache Umschreibung kann – wie die Literatur zeigt – auf vielfache Weise differenziert und mit empirischen Bezügen in Zusammenhang gebracht werden; sie kann aber auch dogmatisch interpretiert werden, insbesondere durch Verabsolutierung des in der marxistischen Sicht des sozialen Wandels enthaltenen eschatologischen Moments.

So erstaunt es nicht, daß von einer Anzahl von Vertretern des marxistischen Ansatzes die Trennung zwischen wissenschaftlicher Analyse (die sich an den zugegebenermaßen schwierigen Postulaten einer so weit wie möglich objektiven, nicht parteiischen Beobachtung orientiert) und politischer Aktion nicht akzeptiert wird. Die Konsequenz ist die Forderung, es sei strikt zwischen einer marxistisch-leninistischen Soziologie und anderen Richtungen – meist bürgerliche Soziologie genannt – zu unterscheiden, und die beiden hätten nichts gemeinsam, weil sich letztere lediglich als Apologetik des Kapitalismus erweise. – Man kann nicht umhin festzustellen, daß es heute an einigen deutschen Hochschulen in unserem Fach wie in anderen Fächern solchermaßen dogmatisch festgelegte Auffassungen gibt; sie nehmen kaum mehr Notiz von anderen Auffassungen, sieht man von der gelegentlich aufflackernden Polemik ab.

Die vielleicht umfassendste Idee, um gesellschaftlichen Wandel zu begreifen, ist der Evolutionismus. Er findet sich teilweise auch in den Ansätzen, die wir bereits zitiert haben, und es gibt überdies eine Vielzahl von Spielarten. Eine der einfachsten wurde relativ früh in die Soziologie eingeführt, und zwar durch den Engländer Herbert Spencer. Nach seiner Auffassung ist das Gesetz organischen Wachstums das Gesetz eines jeden Wachstums, und als grundlegendes Gesetz der Entwicklung wird formuliert: »Die Entwicklung ist eine Integration der Materie, die von einem Aufwand an Bewegung begleitet wird; während ihres Verlaufes geht die Materie aus unbestimmter, zusammenhangloser Homogenität in bestimmte, zusammenhangvolle Homogenität über, und die aufgewendete Bewegung erleidet eine gleichlautende Umformung«. Das Prinzip der Entwicklung lautet demnach kurz: Von loser Gleichheit zu gefügter Verschiedenheit.

In Spencers Auffassung ist die Hochschätzung der Individualität angelegt, und dieses

Thema wurde in der Folge mit einem anderen zentralen Gedanken der Evolutionstheorie verknüpft, der besagt, Entwicklung bedeute stets auch Auswahl und Überleben der Tüchtigsten, eben Erhaltung der Art. Der daraus entstehende sogenannte Sozialdarwinismus eignete sich in hohem Maße als Rechtfertigungsideologie für wirtschaftliche und politische Herrschaft; die Führer konnten für sich in Anspruch nehmen, die Tüchtigsten zu sein und als solche auch in der besten Weise den Fortbestand der Gesellschaft zu sichern, eine vor allem in den USA auf fruchtbaren Boden fallende Ideologie. Sie ließ sich unschwer auch auf das Verhältnis zwischen Völkern übertragen.

Ungeachtet dieser Verwirrungen vermochte indessen das Gedankengut der Evolutionstheorie mannigfache fruchtbare Anregungen für die Sozialwissenschaften zu geben, allerdings zunächst nicht in erster Linie für das Verständnis des sozialen Wandels, sondern für die Entwicklung der Psychologie und der daraus entstehenden Sozialpsychologie. Wegweisend war ein Gedanke, den wir beiläufig schon im Zitat von Comte gehört haben, nämlich die Gleichsetzung zwischen der Entwicklung der Menschheit, also der Gattung, mit derjenigen des Individuums. Das auf mannigfache Weise abgehandelte Postulat lautet, die Ontogenese wiederhole die Phylogenese. Da die Darwinsche Evolutionstheorie gewissermaßen einen Ort des Menschen in der Naturgeschichte beschrieb, wurde es möglich und sinnvoll, die naturwissenschaftliche Betrachtungsweise – als Methode und als Theorie – auch auf den Menschen zu übertragen. Zugleich stellte sich die Frage, worin das Besondere des Menschen liege, auf neue Weise, nämlich als eine Frage, die empirisch und nicht mehr nur theologisch oder philosophisch anzugehen war. Das Ergebnis ist beispielsweise die neuartige Theorie menschlicher Kommunikation, wie sie im Pragmatismus von Peirce, James und Mead entwickelt wurde und in neuerer Zeit auch für das Verständnis des sozialen Wandels fruchtbar gemacht wird, indem die sozialen Konsequenzen verschiedener Entwicklungsstufen menschlicher Kommunikation und menschlichen Lernens untersucht werden.

Auch die unvoreingenommene Rezeption der Evolutionstheorie für die Theorie sozialen Wandels generell ist erst im Aufbau begriffen. Sie bemüht sich um die Interpretation eines immensen sozialanthropologischen Materials, das seit den vierziger Jahren systematisch zusammengetragen und aufgearbeitet wurde. Sie versucht überdies eine Verknüpfung ihrer Aussagen mit der Verhaltensforschung und gründet teilweise in einer Anthropologie, die zwar ihre philosophische Herkunft nicht leugnet, aber dennoch versucht, die Ergebnisse der empirischen Forschung systematisch zu rezipieren. Einfache Formeln oder direkte Analogien zwischen menschlicher und nichtmenschlicher Entwicklung vermag sie indessen nicht zu bieten.

Das Bestreben geht eher in die Richtung, die Grundprozesse evolutionärer Entwicklung, nämlich Kontinuität (über Reproduktion), Erneuerung (über Mutation) und Auswahl (über genetische Veränderungen und natürliche Selektion), auf die Entwicklungsgeschichte menschlicher Gesellschaften zu übertragen – daran arbeitet zum Beispiel Lenski (1970), oder es wird versucht, einzelne Prozesse (zum Beispiel Lernen oder Sozialisation) im Rahmen eines evolutionistischen Modelles zu interpretieren – hier liegt ein interessanter Vorschlag von Levine (1973) vor.

Gestatten wir uns an dieser Stelle wiederum eine Zwischenbilanz. Eine Lehre von der Gesellschaft kann offensichtlich von verschiedenen Ausgangspunkten her angegangen werden,

und in der Soziologie wird üblicherweise zwischen Theorien unterschieden, die von dem Gesichtspunkt der gesellschaftlichen Ordnung, des Konfliktes und des aufeinander bezogenen, des sozialen Handelns ausgehen. Alle haben sie allgemeine Themen zu behandeln. Zwei davon haben wir eben kurz erläutert, nämlich das der gesellschaftlichen Strukturen und das des gesellschaftlichen Wandels.

Bereits diese Gegenüberstellung jedoch von gesellschaftlichem Wandel und gesellschaftlichen Strukturen wird bisweilen in Frage gestellt. Man sagt, sie wecke die Vorstellung, als ob sich im gesellschaftlichen Leben ein statische, gewissermaßen gleichbleibende Komponente von einer dynamischen, sich stets verändernden unterscheiden lasse, während doch das gesellschaftliche Leben stets in Fluß sei. Demgegenüber ist wiederum zu bemerken, daß »Struktur« und »Prozeß« zwei eng aufeinander bezogene Begriffe sind, auf die man nicht verzichten kann, wenn man die beobachtbaren Erscheinungen des sozialen Lebens systematisch erfassen will, wenngleich eben die Beobachtung Strukturen als veränderbar nachweist, während umgekehrt gewisse Prozesse über lange Zeit hinweg stets in gleicher Weise ablaufen (zum Beispiel gewisse Lernprozesse).

Doch der Einwand verweist auf eine weitere Aufgabe der Soziologie. Beide Umschreibungen, die von sozialen Strukturen wie die des sozialen Wandels, müssen weiter aufgeteilt werden, müssen näher an die Realitäten, letztlich die Realitäten des Alltages, herangeführt werden.

Beides geschieht im Rahmen der Soziologie ausführlich und in vielerlei Spielarten. Allerdings: der Stellenwert der Teilstrukturen und der einzelnen sozialen Prozesse und die gegenseitigen Verknüpfungen von Strukturen und Prozessen sind in den einzelnen soziologischen Theorien sehr verschieden dargestellt. Wir stoßen hier an die Grenze dessen, was in einer Einführung, die zugleich knapp über die verschiedenen Ansätze orientieren soll, geleistet werden kann.

So begnüge ich mich mit einer kurzen Übersicht. Sie stimmt weitgehend mit dem Katalog der soziologischen Spezialgebiete überein, der sogenannten Bindestrichsoziologien. Obwohl die meisten Soziologen – zumindest die an den Universitäten – sich bemühen, allgemeine theoretische Arbeit zu leisten, und eine große Anzahl dieser Soziologen sich auch allgemein um methodologische und wissenschaftstheoretische Probleme kümmert, sind doch die meisten Soziologen in Spezialgebieten tätig. Hier kennen sie die Menschen, hier haben sie Beziehungen und Zugang zu besonderen Informationen, hier sind sie sozusagen zu Hause. (Es ist deshalb besonders günstig, wenn jemand, der Soziologie im Hauptfach studieren will, über solche Erfahrungen verfügt, beispielsweise aufgrund von Berufstätigkeit, einem vorausgegangenen Studium, einem Aufenthalt in anderen Kulturen.)

Primär aus der Analyse des Wandels ergeben sich beispielsweise folgende Spezialthemen (die zugleich grosso modo Teilprozesse des sozialen Wandels umschreiben):

– die Analyse von Revolution, sozialen Bewegungen und allgemeinen gesellschaftlichen Planungsprozessen. Die Thematik überschneidet sich teilweise mit der Politologie und der Geschichte;

– die Untersuchung von Industrialisierung und im Zusammenhang damit der besonderen Probleme der Entwicklungsländer. Ein wichtiges Teilgebiet stellt dabei die demographische Entwicklung dar.

Die dynamische Betrachtungsweise bezieht sich nicht nur auf gesamtgesellschaftliche Prozesse, sondern auch auf jene Formen wechselseitiger Beeinflussung und gegenseitigen Austausches, die alltäglich in Organisationen, in Familien stattfinden:

– Von grundlegender Bedeutung in diesem Zusammenhang ist das Studium der Kommunikation; eng damit verbunden ist die sogenannte Wissenssoziologie, auf die ich anfangs bereits hingewiesen habe.

– Grundlegend sind ebenfalls die Lernprozesse, wie beispielsweise in den Forschungsberichten dargelegt wurde, die ich zu Beginn vorgetragen habe. Im Vordergrund des soziologischen Interesses steht das Problem der Sozialisation, das heißt jener Lernprozesse, in denen der einzelne im Umgang mit der Umwelt (mit Eltern, Kameraden, aber auch zum Beispiel Medien) und mit sich selbst dauerhafte soziale Verhaltensweisen erwirbt, die es ihm ermöglichen, mit anderen Menschen zusammenzuleben, gemeinsam zu handeln und Konflikte auszutragen, solidarisch zu sein und seine eigenen Wünsche durchzusetzen. Diese Lernprozesse werden auf verschiedenen Lebensstufen untersucht, beim Kind, in der Schule, beim Erwachsenen (zum Beispiel im Berufsleben).

Womöglich noch vielfältiger ist die Systematik, die sich aus der Analyse sozialer Strukturen ergibt. Dabei sind die in diesen Bereichen ablaufenden Prozesse allerdings stets ebenfalls Gegenstand der Forschungsarbeit; so beschäftigt sich beispielsweise derjenige, der Schulsoziologie betreibt, auch mit schulischer Sozialisation und umgekehrt.

Neben den Grundstrukturen wenden sich Soziologen insbesondere dem Studium der Organisationen zu, also dem des Betriebs, der Kirche, des Krankenhauses, um nur diese zu nennen; und das Anliegen besteht darin, das Gemeinsame und das Verschiedene dieser Organisationen herauszuarbeiten. Von besonderer praktischer Bedeutung ist die Organisationssoziologie in Verbindung mit einer Analyse der Verwaltung.

Eine weitere Kategorie sozialer Strukturen und Gebilde, die eigentlich keiner anderen eindeutig zugeordnet werden kann, bilden Verwandtschaft und Familie. Der Zusammenhang mit der Sozialisationsforschung ist offensichtlich. Darüber hinaus werden beispielsweise typische Kommunikationsstrukturen in der Familie untersucht, insbesondere in Familien, in denen Schwierigkeiten vorkommen. – In diesem Zusammenhang sind auch jene Spezialsoziologien zu nennen, die in enger Verbindung mit gesellschaftlichen Institutionen stehen, so die Rechtssoziologie und die Medizinsoziologie. – Weiterhin ist die Untersuchung sozialer Gruppen als ein Grenzgebiet zwischen Soziologie und Sozialpsychologie zu erwähnen.

Zum Abschluß noch zwei Bemerkungen, die einen kurzen vierten Teil dieses Referats bilden:

Die *erste* steht im Zusammenhang mit der Systematik meiner Ausführungen. Den meisten wird nicht entgangen sein, daß ich zusehends angefangen habe, von Forschungsbereichen zu sprechen. Damit wollte ich andeuten, was jetzt klar auszusprechen ist, daß nämlich die empirische soziologische Arbeit zum größten Teil in diesem mittleren Bereich stattfindet, der sich mit Gebilden wie zum Beispiel Organisationen und mit Prozessen wie zum Beispiel der Sozialisation umschreiben läßt. Empirische Forschung bedarf eines Rahmens, der – mit welchen Methoden auch immer – überschaubar und abgrenzbar ist. Die Begrenzung kann zeitlich, räumlich oder thematisch sein. Meist ist letzteres der Fall.

Das Ziel der Forschung besteht meist darin, Probleme zu lösen, die auf Grund praktischer oder theoretischer Erwägungen (oder einer Verbindung der beiden) gestellt werden. Liegt ein solches Problem vor, versucht der Forscher, es im allgemeinen theoretischen Rahmen zu orten. Auf diese Weise vermag er das Wissen, das zu diesem Problem bereits vorhanden ist, zu nutzen. Der Forscher wird aufgrund der Mittel und Methoden, die ihm zur Verfügung stehen, und in Anbetracht seiner theoretischen und praktischen Interessen die systematische Beobachtung sozialer Wirklichkeit, die er zu leisten hat, wenn er empirisch arbeitet, organisieren. Er wird nach getaner Arbeit seine Daten analysieren und interpretieren, das heißt, er wird den Weg zurück zu den allgemeinen theoretischen Zusammenhängen und zu den Ergebnissen anderer Forschungsarbeiten gehen. Das Ergebnis seiner eigenen Arbeit sind sehr oft sogenannte »Theorien mittlerer Reichweite«, das heißt Erklärungen, die es ihm gestatten, die von ihm beobachteten Sachverhalte innerhalb eines bestimmten zeitlichen, räumlichen oder thematischen Rahmens zu verstehen und zu begründen, warum sie sich so und nicht anders darstellen. Er wird darauf aufbauend beschränkte Prognosen über künftige Entwicklungen und Ratschläge für die Gestaltung der sozialen Praxis machen, und als Teil eines umfassenden Forschungsprozesses werden seine Erkenntnisse – möglicherweise – in das allgemeine soziologische Wissen und in die allgemeine Theorie eingehen, unter Umständen auch in allgemeine politische Entscheidungen.

Dieses Wechselspiel, das genau zu analysieren und zu erklären in die Kompetenz des Wissenschaftstheoretikers fällt, umschreibt einen Sachverhalt, der im Grunde eine Besonderheit der Soziologie ausmacht, nämlich den, daß der Soziologe als Forscher mit den Ergebnissen seiner Arbeit, vor allem, wenn sie praktische Konsequenzen hat, auf den Gegenstand seiner Erkenntnis einwirkt, daß aber umgekehrt gleichzeitig die sozialen Verhältnisse und die sozialen Probleme die Bedingungen mitbeeinflussen, unter denen soziologisches Arbeiten geschieht.

Diese allgemeinen Überlegungen ließen sich, mindestens teilweise, am Forschungsbeispiel illustrieren, das ich zu Beginn vorgetragen habe. Insbesondere wäre zu fragen, wie der Befund, wonach das Fernsehen zum einen offensichtlich das soziale Verhalten des einzelnen Menschen, insbesondere der Kinder, zu beeinflussen vermag, zum andern aber den familiären Zusammenhalt kaum fördert, in den weiteren Rahmen der Sozialisationsforschung, der Familiensoziologie und der Mediensoziologie eingeordnet werden kann.

Die *zweite* Bemerkung besteht aus einer kleinen Geschichte, wiederum aus der gleichen Quelle wie diejenige, mit der ich begonnen habe.

Ich möchte sie am Ende dieser Übersicht vortragen, weil sie auf ihre Weise treffend vieles illustriert, was ich in diesem Referat zu erläutern versucht habe, nämlich den Zusammenhang zwischen dem situationalen Vordergrund und dem gesellschaftlichen Hintergrund, den Einfluß gesellschaftlichen Wandels auf das Schicksal des einzelnen, das Verhältnis zwischen ethnischen Minderheiten und Mehrheiten und zwischen verschiedenen sozialen Schichten und – das Wechselspiel von Routine und Überraschung in der Begegnung zwischen Menschen. Auf diese Weise möchte ich den möglicherweise entstandenen Eindruck mindern, Soziologie sei eine Wissenschaft, die ob ihres berechtigten systematischen Anspruches weit weg von oder sogar über dem alltäglichen Wissen der Menschen stehe. Im Gegenteil: Sie findet darin in besonderer Weise ihre theoretische und praktische Herausforderung.

Die Geschichte lautet:

»Ein Jude will am Bahnschalter in Wien eine Karte nach Pinczew lösen – da sieht er, wie ein eleganter Herr ebenfalls eine Karte nach Pinczew in Empfang nimmt. Der Jude ist verblüfft. Vielleicht hat er sich geirrt. Er geht dem Herrn nach – der Herr steigt tatsächlich in denselben Zug, in den auch er steigen muß. Also setzt er sich dem Herrn gegenüber hin und fängt an zu grübeln: »Aus Pinczew ist er nicht, ich kenne alle dort. Also was kann er dort wollen? Vielleicht eine Partie? Aber mit wem? Des reichen Doliner Tochter hat kürzlich geheiratet, und was sonst momentan zu haben ist . . . Nein, das ist nichts für ihn.

Aber vielleicht etwas Geschäftliches?

Nein, es läuft ja momentan rein nichts in Pinczew.

Also was in aller Welt . . . Ah, ich weiß schon! Der Salmen Karom, dieser Lump, will sich wieder einmal mit seinen Gläubigern ausgleichen, und das wird ihm jetzt, wo es schon das dritte Mal ist, ohne juristischen Beistand nicht gelingen. Demnach ist der Herr sein Rechtsanwalt. . . Aber ein Anwalt aus Wien – das kostet doch ein Vermögen! Wird sich der Karo, dieser kleinliche Kerl, das wirklich leisten wollen? . . . Ah, ich weiß schon! Da war doch einmal ein Neffe von ihm, dem die Eltern früh gestorben sind. Der hat später in Wien die Rechte studiert. Und der Karo hat ihm derweil das Vermögen seiner Eltern verwaltet. So viel möcht' ich in zehn Jahren verdienen, wie der alte Lump dabei für sich eingesteckt hat! Aber dem Jungen hat er natürlich eingeredet, daß er sich für ihn die Beine ausreißt und daß er ihm folglich dankbar sein muß. Und das scheint ihm der junge Mann geglaubt zu haben, und folglich kommt er womöglich gratis zu seinem lieben Onkel, um ihm aus der Patsche zu helfen . . .

Kohn hat der Junge geheißt, ich weiß es noch genau . . . Aber hat es nicht geheißt, daß er große Karriere gemacht hat?

Hofrat soll er sogar geworden sein! . . . Na – da wird er sicher längst getauft sein . . .

Und wenn er sich getauft hat, dann heißt er natürlich schon lange nicht mehr Kohn . . . Wie kann er jetzt heißen? Koher vielleicht? Das ist noch zu nah, zu verdächtig. Vielleicht Korner? Auch noch zu ähnlich. Vielleicht Körner oder Kerner? – Ja, das könnte schon gehen! . . . Guten Tag, Herr Doktor Kerner!

»Guten Tag. Aber ich kenne Sie ja gar nicht. Woher wissen Sie meinen Namen?»

»Den habe ich mir ausgerechnet« (Landmann, 1960).

Comstock, G.: The evidence so far. *Communication*, 1975, 25, p. 25-34.

Durkheim, E.: Die Regeln der soziologischen Methode, hrsg. von R. König, Neuwied: Luchterhand, 1961.

Hart, H.: Die Beschleunigung der kulturellen Entwicklung, wiederabgedruckt in: Dreitzel, 1967.

Horn, I.: Kinder und Fernsehen. *Media Perspektiven*, 1976, Heft 8, S.357-370.

Hunziker, P.: Fernsehen und interpersonelle Kommunikation in der Familie. *Publizistik*, 1976, 21, S. 180-195.

Hunziker, P., Kohli, M. & Lüscher, K.: Fernsehen im Alltag der Kinder. *Rundfunk und Fernsehen*, 1973, 21, S. 383-405.

Hunziker, P., Lüscher, K. & Fauser, R.: Fernsehen im Alltag der Familien. *Rundfunk und Fernsehen*, 1975, 23, S. 284-315.

Kohli, M.: Die Bedeutung der Rezeptionssituation für das Verständnis eines Fernsehfilms durch Kinder. *Zeitschrift für Soziologie*, 1976, 5, S. 38-51.

Kübler, F. (Hrsg.): *Medienwirkung und Medienverantwortung*. Baden-Baden: Nomos, 1975.

Landmann, S.: *Der jüdische Witz*. Olten: Walter, 1960.

Lenski, G.: *Human Societies*, New York: McGraw-Hill, 1970.

LeVine, R. A.: *Culture, behaviour and personality*, London: Hutchinson, 1973.

Lüscher, K.: Sozialpolitik für das Kind. In: Ch. von Ferber & F.X. Kaufmann (Hrsg.): *Soziologie und Sozialpolitik*. Sonderheft 19/1977 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, S. 591-628.

Marx, K.: *Die Frühschriften*, Stuttgart: Kröner, 1968.

Marx, K. und Engels, F.: *Das Kapital*, Bd. 1, Buch 1, *Der Produktionsprozeß des Kapitals*, Berlin: Dietz, 1972.

Müller, W.: *Familie-Schule-Beruf*, Opladen: Westdeutscher Verlag, 1975.

Popitz, H.: *Prozesse der Machtbildung*, Tübingen: Mohr, 1969.

Riehl, W.H.: *Die Familie*, Stuttgart: Cotta, 1882.

Spencer, H.: Die Evolutionstheorie, in: H.P. Dreitzel (Hrsg.) *Sozialer Wandel*, Neuwied und Berlin: Luchterhand Verlag, 1975.

Tönnies, F.: *Gemeinschaft und Gesellschaft*, Berlin: Curtius 1926.

Wiehn, E. & Mayer, K.U.: *Soziale Schichtung und Mobilität*, München: Beck, 1975.

LITERATURVERZEICHNIS

Aberle, D.F. et al.: The functional prerequisites of a society, *Social Science*, 1960, 60, p. 100-111.

Ambros, D.: Stichwort Gesellschaft in: *Handwörterbuch der Sozialwissenschaft*, Bd. 4, S. 427-433, Tübingen: Mohr, 1965.